Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Nr. 44 **Marburg i. H., den 30. Oktober** **1913**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille=Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Unser Reichtum — Der unbekannte Gott (Norden). Stilgesetze und Religionsgeschichte — Mystik — Die Messen des heiligen Geistes. Aus Spanien — Der Lutherverein — Der 26. Deutsche Protestantentag in Berlin — Um den Deutsch=Evangelischen Frauenbund — Evangelische Buchhändler und christliche Verleger gegen Kunstwart und Dürerbund — Victor Hugo und der Bischof von Gent — Verschiedenes: Das Jugendgerichtsgesetz und die Teilnahme der Pfarrer; Des Britischen Reiches Schicksalsstunde (Lea); Der Gott, der Eisen wachsen ließ (Kotzde); Vaterländische Hefte; Die Befreiung 1813 (Klein); Gold gab ich für Eisen (Müsebeck); Charakterköpfe aus Deutschlands großer Zeit (Bauer); Preußens Geschichte (Herzog); Heil Kaiser Dir (Keßler); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Unser Reichtum

Zum Reformationsfest

Wir haben den Schatz in irdenen Gefäßen. 2. Kor. 4, 7.

Es gibt einen Protestantismus, dessen Stolz und Freude in dem Gedanken liegt: „Wir haben keinen Papst!" Um dieses Triumphes willen wäre Martinus niemals aufgestanden. Aller Protestantismus ist von zweifelhaftem Werte, der nicht auf evangelischem Fundamente ruht, — auf dem frohen Bewußtsein: „Wir haben einen Schatz!"

Das war der Hergang in der Geschichte, der sich im Einzelnen wiederholen soll: erst war man evangelisch, dann konnte man protestantisch sein. Nur weil man den verschütteten Schatz wieder hatte, darum brauchte man keinen Papst mehr. Wer diesen verborgenen Reichtum nicht kennt und hat, dem wäre es vielleicht besser, er hätte einen ordentlichen römischen Papst.

Paulus spricht deutlich von dem, was er den Schatz nennt: „Gott hat einen hellen Schein in unsre Herzen gegeben." Das ist der Sinn von 2. Kor. 4, 6: mitten in Schrecken und Pein des Lebens ist ihm „an dem Antlitz Jesu Christi" aufgegangen, was für einen herrlichen Gott wir haben.

Luther hatte in der dunklen Not gewohnt, daß wir einen schrecklichen Gott haben. Was für einen Sonnenaufgang muß er erlebt haben, als er den Schatz fand!

Auch heute noch sind die Mühseligen und Beladenen die eigentlichen Sachverständigen und Berufenen am Reformationsfeste. Da ist die echteste Freude an der Reformation, wo den Menschen, die schwer atmen unter der drückenden Schwermut des Lebens, es anfängt drinnen und draußen mit allen Glocken zu läuten: Habemus! Wir haben einen verborgenen Schatz, — Gott will auch in unsre Herzen einen hellen Schein geben!

* * *

„Wir haben ihn!" — und während wir uns noch freuen, daß es „erbaulich weiterklingt", nimmt eine Wolke ihn vor unsern Blicken hinweg! Wir haben ihn — in irdenen Gefäßen! Das griechische Wort, das Paulus da braucht, klingt sehr nach Scherben. Unsre protestantischen Kirchen — daß Gott erbarm! Richard Rothe sagte: „Das protestantische Kirchentum ist die Knechtsgestalt des protestantischen Christentums."

Wir hätten so gern den Schatz in herrlichen Gefäßen!

So hat man schon vor Alters gedacht und schuf das herrliche Gefäß der römischen Kirche, — und verehrte dessen Herrlichkeit. Da versank der Schatz im tiefen Brunnen.

„Er kennet, was für ein Gemächte wir sind" (Ps. 103, 14), — darum gibt er uns den Schatz in irdenen, höchst unvollkommenen Gefäßen.

* * *

Wie diese Gefäße aussehen? Das sagt uns zuletzt der Spiegel. Merkt man es uns an, daß Gott „einen hellen Schein in unsre Herzen gegeben hat"? — daß wir einen wahrhaftigen Schatz im Seelengrunde tragen? Wir nennen uns Evangelische? Ist es nicht schade um die frohe Botschaft in so unfrohen Menschen?

Erst dann ist wirklich Reformationsfest, wenn in dem Glockengeläute auch der tiefe Ton von Bruder Martins erster These ist: von der Notwendigkeit, vor Gott klein, — Nichts zu werden und das trübe Chaos unsres Lebens vor ihm auszubreiten, damit er dahinein sein freundliches Machtwort spreche: „es werde Licht!"

Dann lichtet sich das Chaos, und das Leben ordnet sich in dem schönen, starken, sehr schweren Gedanken: Lieber Vater!

P J

Der unbekannte Gott

Stilgesetze und Religionsgeschichte

Wenn das neue Buch von Eduard Norden Agnostos Theos*) auch nichts Anderes enthielte, als was sein Untertitel verspricht: „Untersuchungen zur Formengeschichte religiöser Rede", so würde es doch schon eines der wertvollsten und anregendsten Bücher für die religionsgeschichtliche Forschung, insonderheit auf dem Gebiet des Neuen Testaments und der alten Kirchengeschichte sein. Denn wie stark auch Jedem, der das Neue Testament liest, die liturgische Form, in der ein großer Teil seines Stoffes einhergeht, den Eindruck von Rhythmus und Größe geben mag, wie deutlich auch die Kirche in der Verwendung dieser Stücke an allen Höhepunkten des Gottesdienstes von diesem Eindruck unbewußt Zeugnis abgelegt hat, wie Wenige sind es doch gewesen, die sich auch nur einmal bewußt nach den Mitteln gefragt hätten, durch die solcher Eindruck und solche Gefühle entstehen, noch weniger, die der Frage nachgegangen wären: Woher dieser große Stil? Sind die neutestamentlichen Schriftsteller, insonderheit Paulus und Johannes, seine Schöpfer, oder weist er hinüber ins Judentum und in noch breitere Gefilde antiker Religion? Im Alten Testament ist die Aufmerksamkeit auf diese Dinge viel reger gewesen, wenn auch hier noch viel zu tun ist. Im Neuen Testament ist über dem Inhalt die Frage nach der Form allzeit zurückgestellt worden. Kaum, daß einige katho-

*) Agnostos Theos. Untersuchungen zur Formengeschichte religiöser Rede. Leipzig, B. G. Teubner 1913. 419 S. 12, gebunden 13 Mk.

lische Schriftsteller, die der ältesten Liturgie ihrer Kirche nachgingen, und von uns Evangelischen die Wenigen sich mit ihr beschäftigten, die sich auf dem gleichen Gebiet betätigten, wie etwa Eduard von der Goltz in seinem Buch über das Gebet oder Paul Drews, der uns leider zu früh entrissen ward und von dem wir noch Schönes für die Erforschung der ältesten Liturgie erhoffen durften. Ueber Stil im Neuen Testament hat, abgesehen von dem, was Wendland, aber unter anderem Gesichtspunkt, in Lietzmanns Handbuch geschrieben hat, nur Johannes Weiß Beobachtungen gesammelt; sein unermüdliches Werben für diese Arbeit ist unter uns Theologen immer noch ohne Antwort geblieben. Nun kommt der Verfasser der „Antiken Kunstprosa" und zeigt, ausgehend von einem unscheinbaren und oft verhandelten Punkt, der Anknüpfung des Paulus der Apostelgeschichte an den Altar des „unbekannten Gottes" (agnostos theos) in Athen, welche Schätze hier zu heben sind und wie reiche und weite Blicke in unerforschtes Land solche formgeschichtliche Untersuchungen dem geben, der Geist und Blick und jene Feinheit hat, die im Kleinen das allgegenwärtige Tiefste zu sehen vermag.

Es sind zwei Gebiete, die Norden untersucht, die Missions- und Bekehrungspredigt und die liturgischen Formeln, in denen die Gottheit angerufen und gepriesen wird (Prädikationsformeln, Doxologieen). Der Liturgie hat er mehr Aufmerksamkeit und Raum in seinem Buche gewidmet; es ist ein großer Reichtum von Gebets- und Prädikationsformeln, die er unter den Ueberschriften „Hellenica, Judaica, Christiana" vor uns ausbreitet; im dritten Abschnitt „Christiana" behandelt er eine stoische Doxologie bei Paulus (Röm. 11, 36; 1. Kor. 8, 6; 15, 28) und die Geschichte dieser Allmachtsformel, dann Liturgisches im Paulinischen Schrifttum, endlich das Apostolikum, woran sich noch bedeutsame Anhänge über die Allmachtsformel, über semitischen und griechischen Satzparallelismus und über formelhaften Partizipial- und Relativstil im Neuen Testament anschließen. Man sieht weit hinein in die Geschichte des Gebets und der Doxologie und lernt an der Hand dieses feinfühligen Führers schnell empfinden, was griechischen, was orientalischen und jüdischen Geist atmet. Es ist nach meinem Empfinden gar nicht einmal die Hauptsache, was Norden als ein wesentliches Resultat seiner liturgischen Untersuchungen gibt, nämlich die Entdeckung, daß die Anrufungsformeln, in denen die Gottheit, mit Du angeredet oder in dritter Person angeführt, so gepriesen wird, daß im Relativ- oder Partizipialstil oder auch einfach in Form des Attributs ihre Macht in ihren Wirkungen geschildert wird, während orientalisch die Formeln sind, in denen die Gottheit sich selber im Ichstil preist „Ich bin" oder in denen, an das „Du bist es" oder „Er ist es" anschließend, ihr Wesen mit lauter Seinsprädikaten umschrieben wird. Griechisch wäre darnach also jedes Gebet, das sich in der Formel bewegt „Du kannst oder er kann das und das" oder „Wir danken dir das und das" („dynamische Prädikationsform"); orientalisch „Ich bin der und der" „Ich bin es, der . . . Du bist es, der . . . Er ist es, der . . ., das und das ist" (essentielle Prädikationsform). Von den Göttern gehen diese Formeln über auf Könige, Priester und Propheten: „Ich bin der wahre Weinstock", „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben", endlich gar „Ich bin es!". Mir scheint noch wichtiger als dies scharfformulierte Ergebnis das Gefühl für die Unterschiede, das man durch die Fülle von Beispielen und die feinen Analysen sich erwirbt, durch die man bei der oft mühsamen Lektüre langsam hindurchmuß.

Ebenso bereichert fühlt man sich nach der Lektüre des Buches auch rein stofflich durch die Masse des Unbekannten, das man kennen gelernt hat, und das dem Theologen außerordentlich anregende Parallelen bietet.

Norden verwendet diese Stilbeobachtungen auch als Mittel literarischer Kritik. Hier kann ich ihm weniger folgen, und es scheint mir, als ob hier doch erst noch viel zu tun und festzustellen bleibe, ehe die neue Methode mit Sicherheit gehandhabt werden kann, ja als ob Norden hier manchmal im Eifer des Entdeckens seine Methode an Dingen übe, die nicht herangezogen werden dürfen.

Der erste Hauptpunkt seiner Kritik, die vermeintliche Entdeckung, daß die Areopagrede des Paulus in ihrer Anknüpfung an den Altar des unbekannten Gottes eine Nachahmung einer Stelle aus der bis auf ein Fragment verloren gegangenen Schrift des Apollonius von Tyana über die Opfer sei, ist überhaupt gar noch nicht nach der neuen Methode der Stilvergleichung, sondern durchaus nach der alten Art der Literarkritik gearbeitet und so wenig zwingend wie irgend ein anderes von diesen beliebten alten kritischen Kunststücken, die mit der Logik des Gelehrten aus vermeintlichen Widersprüchen einer alten Erzählung ihre Abhängigkeit von einem verloren gegangenen Buch, dessen Inhalt wir nicht kennen, erschließen und dann wieder von dieser unbekannten Größe eine andere abhängig sein lassen. Harnack, für den diese Ausführungen Nordens am meisten bestimmt zu sein scheinen, hat sich darum auch schon für durchaus nicht überzeugt erklärt und, wie mir scheint, mit treffenden Bemerkungen die Unzulänglichkeit der Kombinationen Nordens aufgedeckt.*) Wir Anderen, die wir schon immer die Areopagrede für eine Schöpfung des Verfassers der Apostelgeschichte gehalten haben, sind durch Norden wohl kaum bestärkt worden; wir hatten unsere guten Gründe schon aus der ganzen Schriftstellerei des „Lukas" heraus. Aber wertvoll ist und bleibt, wie Norden nun diese Areopagrede stilistisch und inhaltlich analysiert, wie er sie in den großen Zusammenhang der Erweckungspredigt hineinrückt, und wie er klarer, als je vor ihm geschehen, zeigt, wie typisch die ganze Arbeit des „Lukas" ist.

Genau so liegen die Dinge bei Nordens Unechtheitserklärung von Matth. 11, 25—30, von dem ein Teil auch in Lukas 10, 21f. enthalten ist: „Ich danke Dir, Herr Himmels und der Erde . . . Alles ist mir übergeben . . . Niemand kennt den Vater . . . Kommet her zu mir alle! . . ." Auch diese Stelle ist längst, von Strauß und besonders von Pfleiderer angefochten. Was Norden Neues zu dieser Kritik hinzubringt, ist wieder die viel feinere und entschlossenere Analyse und ein viel strenger durchgeführter Vergleich mit der Stelle, die als ihr Vorbild angesehen werden muß, nämlich Sirach 51. Allein da Jesus das Sirachbuch ebenso gut gekannt haben kann wie irgend ein Christ späterer Zeit, so steht hier einer Benutzung des Wortes durch Jesus, der auch andere Weisheitsbücher zitiert, gar nichts im Wege. Und überdies nimmt Norden den Satz „Niemand kennt den Vater als der Sohn" viel zu hoch und fremdartig im Sinne des „unbekannten Vaters" der Religionsmengerei und der Gnosis. Er gibt das Wort direkt falsch wieder, indem er es griechisch so umschreibt: „Der Vater ist der Unbekannte — nur dem Sohne nicht", d. h. er ist der „unerkennbare Gott", den erst und allein der Sohn offenbaren muß. Die Stelle braucht aber nur das prophetische Bewußtsein Jesu und nichts mehr auszusprechen. Freilich gilt das heute Vielen für unerlaubte „Psychologie", und kein Vorwurf wird heute als ein ärgerer Schimpf empfunden, als der, daß man etwas psychologisch verstehe. Dennoch ist es so, und Religionsgeschichte will auch psychologisch getrieben sein. Selbst der Satz „Niemand kennt den Sohn als der Vater", der unseren „Konsequenten" selbstverständlich christologische Geheimlehre andeutet, ist so sehr ein prophetisches Erlebnis, daß Laotse ihm klagend und ironisch Ausdruck gegeben und Konfutse ihn fast mit den gleichen Worten wie Jesus ausgesprochen hat: „Der Meister sprach: Es gibt Keinen, der mich kennt. — Dsi Gung sprach: Was heißt das, daß niemand den Meister kenne? — Der Meister sprach: Ich forsche hier unten, aber ich dringe durch nach oben. Wer mich kennt, das ist Gott" (Lun Yü 14, 37). Man wird hier ja wohl auf eine Abhängigkeitserklärung verzichten.

Nicht minder unmöglich, und schon von Reitzenstein**) zurückgewiesen, ist Nordens Versuch, Jesu Geständnis Mark. 14, 65 „Ich bin es" unter die orientalischen Prädikationsformeln einzureihen und aus diesem Grunde für unecht zu erklären, mag man sich sonst zu der Echtheit dieses Wortes stellen, wie man will.

*) Ist die Rede des Paulus in Athen ein ursprünglicher Bestandteil der Apostelgeschichte? Texte und Untersuchungen 1913.

**) Artikel Agnostos Theos, Neue Jahrbücher für das klassische Altertum XXXI, XXXII 2, 1913, S. 146—155.

Wenn endlich umgekehrt das Apostolikum wegen seines semitischen Stiles als in die Urgemeinde zurückreichend ausgegeben wird (gemeint sind nicht Einzelheiten seines Inhaltes — das ist ja sicher richtig —, sondern der stilistische Wurf des Ganzen), so zeigt sich auch hier, daß diese Kritik vom Stil aus noch nicht mit der nötigen Vorsicht gehandhabt wird. Aber vielleicht ist einmal etwas mit ihr zu erreichen, und Feinheiten sind schon jetzt aufgedeckt, von denen eine bloß inhaltliche Analyse keine Vorstellung gibt.

Wichtiger aber ist der religionsgeschichtliche Ertrag des Buches, und hier scheint mir in der Tat ein großer Schritt vorwärts gemacht zu sein in der religionsgeschichtlichen Methode und in der Unbefangenheit den religionsgeschichtlichen Tatsachen gegenüber, wenn auch allein schon die umfassenden und tief eindringenden lexikalischen Untersuchungen einiger religiöser Grundbegriffe wie „Gotteserkenntnis" und „Reue" (Metanoia), die durch weite Strecken der alten Religionen verfolgt werden, oder Untersuchungen wie die über den unbekannten und den unerkennbaren Gott oder über den stoischen Pantheismus und seine Formeln, wie sie in der Areopagrede wiederkehren, als Materialsammlungen zur Religionsgeschichte von großem Werte sein würden. Den Fortschritt in der Anschauung und Methode aber hat man in drei Richtungen zu suchen.

Einmal darin, daß sich durch die stilistischen Beobachtungen ein viel festerer Maßstab gewinnen läßt, das Orientalische von dem Griechischen und Römischen zu scheiden, also die Elemente jener Mischreligionen nach ihrer Herkunft sicherer festzustellen. Ich habe schon oben die Unterschiede von essentieller und dynamischer Prädikationsweise, wie sie Norden herausarbeitet, erwähnt. Es ist aber ebenso interessant und wichtig, wie Norden feststellt, daß die Formel und der Gedanke der „Gotteserkenntnis" und der „Reue" ganz ungriechisch sind und in den orientalischen Religionen ihre Heimat haben.

Das zweite Bedeutsame scheint mir dies zu sein, daß endlich auch ein deutscher Religionsforscher unbefangen genug ist, dem Judentum seine religionsgeschichtliche Bedeutung zu lassen, nachdem das Cumont allen voraus getan hatte, Cumont, der überhaupt, wie mir scheint, von allen üblichen Vorurteilen am meisten frei ist. Ebenso wie es bei unseren Alttestamentlern nach den früheren phantastischen Versuchen aus dem achtzehnten und Anfang des neunzehnten Jahrhunderts verständlich war, daß sie sich gegen die Anerkennung des Babylonischen und Aegyptischen im Alten Testament sträubten, so war es bei unseren Philologen verständlich, daß sie denselben Horror empfanden, wenn man „Griechisches" aus dem Orient ableiten wollte. Sucht doch noch ein Rohde genau so wie Stade lieber alle Parallelen bei Wilden und Menschenfressern als bei den hochentwickelten Völkern, von denen die Griechen doch bis auf den Namen ihres intimsten Gewandes hin so mancherlei gelernt hatten. Das ist ja nun fortlaufend anders geworden. An Dieterichs Arbeiten kann man z. B. noch in den Nekyia die Scheu vor der Anerkennung des Orientalischen, hernach aber aufsteigend seine größer werdende Unbefangenheit bemerken; was Reitzenstein und Wendland und Andere mit ihnen nach der Richtung der Anerkennung des Orientalischen bedeuten, brauche ich nicht auseinanderzusetzen. Und nun endlich bei Norden finde ich auch volle Bereitwilligkeit, dem Judentum Einfluß auf den großen Strom religiöser Entwicklung um die Wende der Zeiten einzuräumen, ja sogar einen Einfluß auf die Philosophie, insonderheit schon auf die alte Stoa zuzugestehen, nachdem Cumont bereits eine Beeinflussung gewisser Mysterien durch jüdische Gedanken angedeutet hatte.

Ich hoffe, es wird nun bald die Zeit kommen, wo man auch wieder einen Einfluß des Christentums auf den Synkretismus für möglich halten und nicht mehr, wozu selbst noch Norden geneigt ist, solchen Einfluß entschlossen und ohne weitere Begründung als unmöglich abweisen wird. Mir wenigstens scheint es, als ob man, einmal vom christlichen Standpunkt absehend, die Geschichte der antiken Mystik nicht schreiben könne, ohne darin drei Männer als epochemachend darzustellen, die alle drei irgendwie in die jüdisch-christliche Linie hineingehören: Philo, Simon den Magier, und Paulus. Aber es wird ja noch eine Zeitlang dauern, bis uns jemand die Geschichte der Mystik im Altertum schreibt. Inzwischen wollen wir dankbar hinnehmen, was uns auch hier wieder geschenkt worden ist.

Und ein Drittes möchte ich noch an dem Buche hervorheben: sein Verfasser versucht, die letzten großen seelischen Typen orientalischer und griechischer Frömmigkeit zu umschreiben oder wenigstens nach gewissen Zügen zu charakterisieren. Vielleicht ist es für die Lösung dieser Aufgabe noch zu früh; aber sie muß einmal angefangen werden, und Norden hat hier schon Bemerkenswertes zu sagen. Zunächst jene Beobachtung, daß Gotteserkenntnis kein griechischer Gedanke ist, sondern ein orientalischer, wie z. B. sehr rasch ein Blick ins Alte Testament ausweist. Dabei gibt auch Norden dem alten Gedanken starken Ausdruck, daß gerade der Grieche seine Weltanschauung auf spekulativem Wege mit der „Vernunft" suche, während der Orientale nach Offenbarung verlange. Aber warum richtet sich dieser Erkenntnisdrang nicht auf Gott? Reitzenstein versucht, darauf eine Antwort zu geben, indem er auf die Poesie hinweist, der Gott nicht mehr voll zur Person geworden sei. Aber gerade dem Pantheismus ist die Formel von der Gotteserkenntnis und Unerkennbarkeit Gottes viel näher liegend als den Religionen, die sich an die meist stark persönlichen Herrschergottheiten des Orients anschließen.

Nach Norden und Reitzenstein soll der Ichstil der Prädikationen im Orient damit zusammenhängen, daß die orientalischen Religionen „Offenbarungsreligionen" seien, die griechische nicht. Aber in Wirklichkeit sind die orientalischen Religionen von Haus aus nicht mehr und nicht in anderem Sinne Offenbarungsreligionen als die griechische auch. Erst die höheren Entwicklungen hier und dort sind wesentlich verschieden, dort im Orient getragen von „Propheten", hier von „Philosophen". Das mag freilich auch seinen Grund in Rasseunterschieden haben, ist aber zunächst ein rein durch die Art der bedeutenden Menschen bestimmtes Ergebnis der Entwicklung.

An einer anderen Stelle kommt Norden auf Grund der Tatsache, daß die dynamische Prädikationsart griechisch-römisch, die essentielle orientalisch ist, zu dem Schluß, daß dem Orientalen „Abstraktionsvermögen, Fähigkeit zum Ineinsdenken des Göttlichen, Tendenz zu seiner Hypostasierung", dem Abendländer „Verweilen im Konkreten, ein Sichgenügenlassen an der Fülle göttlicher Aktionen" eigen sei. Und noch in den dogmatischen Streitigkeiten der Kirche glaubt er diese Geistesarten unterscheiden zu können. Allein auf diesem späteren Boden sind nur die Römer und der Afrikaner Augustin die „Praktiker", nicht die Griechen; und wenn Norden die Paulinische Umbiegung der Allmachtsformel schärfer ins Auge gefaßt hätte, hätte er bemerken können, daß das „Aus ihm und zu ihm hin ist Alles" gerade von dem Juden Paulus aus dem Essentiellen und Emanatistischen ins Dynamische übertragen wird. „Aus Gott" heißt ihm „aus Gottes Willen" und „daß er Alles in Allen sei", daß kein andrer Wille herrsche als der seine.

Doch genug. Man sieht, hier gibt es noch viele Fragen. Aber das sind die besten Bücher, die ebenso viel Fragen anregen, als sie beantworten.

Ich schließe mit ein paar Worten über die persönliche Seite des Buches. Es ist ein wunderliches Buch, und man lasse sich nicht ermüden durch die barocken An- und Umbauten, durch die man hindurchmuß, ehe man sieht, wie wertvoll das Ganze ist. Man lerne vielmehr daraus, daß auch die mühsamsten und scheinbar entlegensten Wortuntersuchungen und gerade sie oft die Verheißung großer und wichtiger Entdeckungen haben. Es ist auch ein ganz persönliches Buch, aus dem man seinen Verfasser kennen lernt, wie er liebenswürdig und geduldig mit allem Unvollkommenen ist. Und wenn ihm die Religionswissenschaft auch noch in „Theologie" und „Philologie" auseinanderfällt, so sieht er den Theologen ihre Schwächen freundlich nach und sagt auch den Philologen ernste Wahrheiten. Endlich, es ist ein offenes Buch, aus dem auch mancher ängstlich gewordene Theolog wieder Mut fassen kann, sich nicht allzu sehr zu fürchten vor der Miene der „Voraussetzungslosen", die sich, weil sie keine Weltanschauung zu vertreten meinen, über jeden Theologen von vorn herein überlegen fühlen. Dieser Mann sagt deutlich, daß es ihm lieb ist, wenn er Jesus das Wort „Niemand kennt den Vater usw."

mit seiner „Unbescheidenheit“ als unecht abnehmen kann. Er sagt auch ganz offen, daß es ihm leid täte, wenn das Apostolikum aus dem Gottesdienst verschwände. Kurz er glaubt nicht, daß man einen Menschen, weil er irgend welche bestimmte weltanschauungsmäßige Gedanken eingesteht, darum schon als einen befangenen Dogmatiker verschreien dürfe, auf dessen Gründe man nicht zu hören brauche. Und davon können Philologen und Theologen lernen.
Heinrich Weinel

Mystik

Vgl. Herzog Nr. 36—38, Wernle Nr. 42

Es war zu erwarten, daß die sympathischen Ausführungen Herzogs über die Wahrheitselemente der Mystik nicht unwidersprochen bleiben würden. Es war auch vorauszusehen, von woher dieser Widerspruch kommen würde, nämlich aus den Reihen unserer Ritschlianer. Wenn nun diese Aufsätze von Herzog und Wernle der Anstoß würden, daß beide, Gegner und Freunde der Mystik, ausführlich zu Worte kämen, so wäre dies im Interesse der Klärung nicht nur des Wesens der Mystik, sondern unserer theologischen Lage überhaupt freudig zu begrüßen. Es würde dann offen zu Tage treten, was doch nun einmal Tatsache ist, daß die sogenannte liberale Theologie nicht mehr das geschlossene Ganze ist, das sie einmal war, sondern daß innerhalb derselben eine neue Richtung kräftig geworden ist, die man, wenn ein Name nötig ist, die Partei der Jüngeren nennen könnte, und die sich von den alten Liberalen wesentlich unterscheidet.*) Die verschiedene Stellung zur Mystik und vielleicht noch ein paar andere Verschiedenheiten in der Beurteilung einzelner Fragen sind nicht die einzigen und letzten Unterschiede. Sondern diese sind nur Symptome. Symptome für eine verschiedene Auffassung des Wesens der Frömmigkeit nicht nur, sondern geradezu für eine verschiedene Art der Frömmigkeit. Es ist der Gegensatz: historische Frömmigkeit und mystische Frömmigkeit.

Daß dieser Gegensatz nicht klein ist, dafür ist Wernles Artikel „von der Wohltat Jesu“ ein schlagender Beweis. Jeder Freund der Mystik wird von diesem Artikel urteilen, daß da einfach das Sensorium für das fehlt, worauf es Herzog und den Anhängern der Mystik ankommt. Und andererseits muß ich für meine Person wenigstens gestehen, daß ich Wernles Artikel schlechterdings nicht verstehe. Ich lese Sätze wie den „Für den Prozeß des Einswerdens mit Gott im Seelengrund ist hier einfach kein Platz mehr“ oder „Dabei bleibt er — Jesus — sein Leben lang, daß es sich jetzt und in Zukunft um das Verhältnis zum Bruder handelt, niemals um ein Privatverhältnis zu Gott“ — ich lese sie wieder, weil ich glaube, sie könnten nicht so gemeint sein. Daß sie doch so gemeint sind, verstehe ich nicht. Da muß also ein tiefgreifender Unterschied sein, in der ganzen Art, Jesus zu sehen. Ein Unterschied in der Art, die Evangelien zu lesen und die Worte Jesu auf sich wirken zu lassen. Und wie auf das Verständnis Jesu, so scheint mir dieser Stimmungsunterschied, oder wie wir ihn bezeichnen wollen — nur nicht etwa nur Unterschied der Auffassung, des Denkens! — auf unsre ganze religiöse Haltung, auf unsern Geschmack für Frömmigkeit einzuwirken. Wenn Wernle unsere Art von Frömmigkeit allerfeinsten Egoismus nennt, so macht uns das auch nicht irre. Dann ist eben die Religion, und zwar je lebendiger desto mehr, Egoismus. Aber dieses Urteil verrät wieder nur, daß Wernle für die Mystik absolut kein Verständnis hat. Sonst müßte er sehen, daß es sich dem Mystiker gerade nicht um sein ego handelt, daß er dessen gerade „entwerden“ soll, allerdings um sein eigentliches, göttliches Ich zu gewinnen. Man würde also jedenfalls statt Egoismus besser „Theismus“ sagen oder ähnlich.

Ich möchte aber doch, nachdem ich schon andeutete, daß wir Jüngeren von der liberalen Theologie, wie sie bisher war, nicht befriedigt sind, noch etwas näher bezeichnen, was uns als das Ungenügende an ihr erscheint. Ich möchte drei Mängel an ihr rügen: die Frömmigkeit der modernen Theologie ist uns zu historisch, zu gedankenmäßig, zu moralistisch. Diese drei Mängel hängen ja enge zusammen und führen sich schließlich alle auf den erstgenannten zurück: zu historisch. Nachdem die liberale Theologie mit dem Dogma von der Gottheit Christi und damit — was doch schließlich mit das religiös Wertvollste an diesem Dogma war — mit dem Glauben an einen unmittelbaren Verkehr mit dem erhöhten Christus gebrochen hatte, ist es ihr nicht gelungen, die Tatsache, daß Religion gegenwärtiges Erlebnis sei, sicher zu stellen und mit der geschichtlichen Beziehung der christlichen Religion in Einklang zu bringen. Was der Katholizismus im Meßopfer, die protestantische Orthodoxie im Dogma vom erhöhten Christus wenigstens zur Not noch garantiert hat, nämlich das Unmittelbare in der Religion, Religion als gegenwärtiges Erlebnis, dafür fehlt der liberalen Theologie aller Boden. Der einzige energisch unternommene Versuch Herrmanns erscheint uns mißlungen. Und er muß mißlingen, solange man wie bisher vom Christentum als einer geschichtlichen Religion redet in dem Sinne, daß es sich um die Aneignung gewisser von einer geschichtlichen Persönlichkeit „geoffenbarter“ Gedanken und Vorstellungen handelt. Solange man wie Troeltsch (Religion in Geschichte und Gegenwart II 1448) den Glauben bezeichnet als „Glaube an einen konkreten Gedankeninhalt“. Oder wie Wernle das als die Wohltat Jesu ansieht, daß er uns Gottvertrauen und Bruderliebe als den Weg zu Gott, als Wesen der Frömmigkeit gezeigt hat. Wenn man es so faßt, dann empfindet der Mystiker den Ausdruck „geschichtliche Religion“ überhaupt als eine contradictio in adiecto.

Da beginnt für uns heute erst die Schwierigkeit und setzt das Interesse erst recht ein, wo der liberale Theologe schon stehen bleiben zu wollen scheint. Wir erkennen, daß uns mit jenen „Gedanken“ Jesu, selbst wenn sie noch viel sicherer als seine zentralen Gedanken erwiesen wären als sie es in Wirklichkeit sind, noch gar nichts geholfen ist. Der liberale Theologe tut, wenn er die Gedanken Jesu gefunden zu haben glaubt, als sei nun Alles gewonnen. Während wir damit noch keinen Schritt weiter gekommen zu sein meinen. Denn was soll ich mit den Gedanken Jesu? Doch nicht sie mir einfach zu eigen machen, ohne von ihrer Wahrheit innerlich überzeugt zu sein? Was aber dann? Es gibt nur Eines: daß wir solche Erlebnisse machen wie Jesus, solche Entdeckungen, in denen uns wie ihm die Augen für die Wirklichkeit aufgehen, die er schaute, und die wir dann mit ihm mit dem Namen „Gott“ und „Brüder“ bezeichnen können. Das aber ist nicht mehr der historische Weg, sondern der mystische, der Weg unmittelbaren Erlebens.

Also dieses Unmittelbare der Religion, das doch schließlich notwendig zu ihr gehört, das sehen wir durch die liberale Theologie gefährdet. Das Historische hat sie gerettet, das ist wahr. Aber das Unmittelbare hat sie darüber verloren.

*) Die „sogenannte liberale Theologie“ ist niemals ein „geschlossenes Ganze“ gewesen. Wann denn? Der Verfasser rechnet z. B. die Ritschlsche einfach in dies Ganze hinein: wie bitter haben die Rischlianer und jene ausdrücklichen Vertreter einer liberalen Theologie (Schleiermachersche Linke, Pfleiderer, Lüdemann) sich bekämpft! Noch in seinem vor wenig Wochen erschienenen Religionsgeschichtlichen Volksbuch redet Herrmann von liberaler Theologie als von einer ihm und seinen Gesinnungsgenossen fremden Sache und lehnt sie ebenso ab wie die „positive“. Die Christliche Welt hat sich niemals zu einer liberalen Theologie bekannt. Wenn draußen in den Tagesblättern und von den Kirchenpolitikern auf uns alle der gleiche Name angewandt wird, so trägt man das, schon um des vielen Gemeinsamen willen, was freilich vorhanden ist. Aber ich kann die Art, wie einer unserer Freunde nun oben fortwährend von liberaler Theologie als einer einheitlichen Größe spricht, nicht ohne Protest hingehen lassen. Ebenso muß man doch viel sorgfältiger zwischen Theologie und Frömmigkeit unterscheiden. Wenn der Herr Verfasser recht hätte, so hätten wir überhaupt keine Frömmigkeit! Sind denn z. B. die Andachten am Eingang unsrer Nummern liberale Theologie? Oder sind sie etwa Mystik? Dabei ist das Interessante an obigen Ausführungen nun eben dies, daß diesem Sprecher unsrer mystischen Jugend alle die moderne kritische Theologie, die Theologie des neu entdeckten evangelischen Glaubensbegriffs eingeschlossen, als Eine Größe erscheint, wider deren Rückständigkeit er Zeugnis ablegt. Das beweist, von welchem Selbstgefühl die junge Richtung durchdrungen ist, und macht den Artikel um so beachtenswerter. Wir würden aber den Artikel nicht aufnehmen, wenn er uns nicht auch mit dem, was er positiv will, des Beachtens wert wäre.
D H

Das bringt mich auf das Zweite: **zu gedankenmäßig!** Um ein Erlebnis handelt es sich in der Frömmigkeit, nicht um Gedanken, auch wenn es die Gedanken Jesu wären. Um das Erfassen der Wirklichkeit, die Jesus erlebte, in der Welt, in den Lilien auf dem Felde, in den Brüdern. Wenn wir uns daher mit Jesus beschäftigen, dann ist es uns, daß ich einmal so sage, nicht um Jesus zu tun, sondern um das Ewige, Transszendente in ihm. Wir wollen tiefer in ihn schauen, als uns die liberale Theologie schauen lehrte. Sie zeigte uns den Jesus, wir möchten den Christus. Oder Wernle sagt: Jesus **und** sein Evangelium. Ich habe es in allen liberalen Büchern nicht anders finden können, denn daß man unter dem Evangelium Jesu **die Verkündigung** Jesu verstand, also wie er über Gott und Sünde und Vergebung **dachte**. Das ist uns zu gedankenmäßig. Uns ist das erste und schließlich das einzige Evangelium er selber, der Seelengrund Jesu, wo er eins war mit dem Vater und mit seinen Brüdern. Dieses Evangelium aber kann man nicht so einfach lesen und verkündigen, sondern das muß man *μύειν* — „schauen". Ist es ein Wunder, daß wir das Evangelium nach Johannes wieder mehr schätzen als „das zarte rechte Hauptevangelium"?

Wir haben auch den Eindruck, als ob die Gegner der Mystik gerade das bekämpfen, was uns als der Höhepunkt erscheint, daß in den Erlebnissen der innigsten Gottesnähe alles Aeußere, also vor allem auch alles Reflektieren ausgeschaltet ist. Sie wollen immer noch die Beziehung auf Aeußeres, Historisches, also immer noch Gedanken an Etwas und Vorstellungen über Etwas festgehalten wissen. Wir meinen aber, daß lebendige Frömmigkeit alles Reflektieren gerade ausschließe. Denn Gedanken und Begriffe sind etwas Zeitlich-Menschliches. Ein Erlebnis aber ist das Erschwingen der Seele unter dem Eindruck des Ewigen. Also „Alles in uns schweige", vor allem das Denken und Reflektieren. Denn „nur der Geist Gottes durchschaut das Wesen Gottes" (1. Kor. 2, 11). Der Geist, das ist der Seelengrund des Mystikers.

Endlich drittens: **zu moralistisch!** Wir haben oben schon darauf hingewiesen. Wernle meint, es sei nur eine Wiederholung von Selbstverständlichkeiten, wenn man sagt, daß Gottvertrauen und Menschenliebe das Wesen der christlichen Frömmigkeit ausmachen. Leider hat man diese Auffassung von christlicher Frömmigkeit nur zu leicht als selbstverständlich hingenommen. Aber uns scheint da gerade das Wesentliche zu fehlen, nämlich die Quelle, aus der dieses Verhalten zu Gott und zu den Menschen erst fließt. So einfach hingestellt und angeeignet erscheinen uns diese „Selbstverständlichkeiten" als zu willkürlich, unmotiviert. Es klingt uns darin noch zu laut das „Du sollst". Mit einem Wort, nicht religiös genug erscheint uns das Evangelium Jesu, das unsere Liberalen verkündigen. Sie nennen uns das Erlebnis nicht, das das Gottvertrauen und die Menschenliebe begründen, nämlich daß der Mensch, ehe er sich die „Gedanken" Jesu, sein Gottvertrauen und seine Menschenliebe aneignen kann und darf, wie Er unter dem unmittelbaren Eindruck des sinnvollen Waltens des Weltwillens, des Vaters, und unter dem Eindruck von dem wahren Wesen des Menschen müsse gestanden haben. Darum ist uns das Erste die unio mystica. Uns handelt es sich allerdings schlechterdings um das, was Wernle als Wunderlichkeit und Feinschmeckerei erscheint: um Gott und die Seele, die Seele und Gott. Daß die beiden erst einmal zusammenkommen und eins werden. Alles Andere wird uns dann von selber zufallen. So fundiert die Mystik Gottvertrauen und Menschenliebe. Zu behaupten, sie mache weltfremd und menschenfern, ist falsch. Wohl aber führt sie hinaus über das Handeln aus bloßer Moral und macht das Wirken in der Welt erst echt und wahrhaft fromm: Dazu soll die Seele „entwerden" und aufgehen in Gott, damit Gott dann allein in ihr und aus ihr wirke.

Man sollte meinen, daß das harte Urteil über die Mystik gemildert werde, wenn man sich von der falschen Auffassung frei machen wollte, als seien die Erlebnisse, deren sich der Mystiker rühmt, nichts als ein subjektives Gebilde kraft der Entfesselung „aller Kräfte der Phantasie" (Harnack), künstlicher Gefühlserregungen und Selbststeigerungen. Daß eine solche Frömmigkeit der Tod aller Frömmigkeit wäre, werden wir alle zugeben. Religion ist nur wirklich, wenn sie Wirkung einer Realität, Ergriffensein von einem Objektiven ist. Mag sein, daß die vor- und außerchristliche Mystik wesentlich von solcher Art war. Obgleich es uns schwer fallen dürfte, das zu beweisen und zu bestreiten, daß ihr nicht auch mehr zu Grunde lag als nur Subjektives. Auf keinen Fall aber ist damit auch der christlich-deutschen Mystik das Urteil gesprochen. Das muß Jeder sehen, der nicht mit einem Vorurteil und mit einem fertigen Schema herantritt, daß die Frömmigkeit unsrer deutschen Mystiker unmöglich nur das Produkt nebelhafter Phantasieen sei, sondern daß sie beruht auf einem wirklichen, objektiven Erlebnis. Sie standen auf dem Boden der Erfahrung, unter dem tiefen Eindruck des verborgenen göttlichen Seins, das Weltgrund und Seelengrund ist. Wer das bestreitet, hat die Pflicht, es zu beweisen.

Was bei Vielen die Abneigung gegen die Mystik bestärkt, ist die Befürchtung, daß dabei das spezifisch Christliche verloren gehe. Wie z. B. Herrmann zwar zugibt, daß in der Mystik das allgemeine Ziel aller echten Religion, nämlich daß man Gott selber haben wolle, sicher erfaßt sei, und dann das an ihr tadelt, daß sie sich von allem Aeußeren ablöse und über alles Historische, also auch über Jesus hinausdränge, bis die Seele nicht mehr Christus, sondern **nur** (!) noch Gott habe. Ich will mich über die Bedeutung Jesu für den Mystiker nicht weiter auslassen; ich glaube ihm eine zentralere Bedeutung zuzumessen als viele liberale Theologen. Aber das dünkt mich eine Inkonsequenz der liberalen Theologie zu sein: wenn das zu wenig ist, daß die Seele mit Gott eins sei, dann müßte man doch konsequenterweise eine Binität Gottes lehren. Jesus selber wollte nichts Anderes sein als der Weg zum Vater. Daß die Menschen mit dem Vater eins würden, in ihm leben, weben, und sind, dem galt sein Leben und Sterben. So lese ich es aus der Bergpredigt und dem ganzen Evangelium. Und das sollte nicht christlich sein im Vollsinn des Worts? Etwa nur deshalb, weil auch außerhalb des Christentums Einigung mit Gott zu stande kam? Wir glauben auch, daß an die Höhe des Evangeliums nichts heranreicht, aber wir freuen uns, wenn wir auch außerhalb des Christentums auf echte lebendige Frömmigkeit stoßen, und meinen, daß, wo ein wirkliches, unmittelbares Erlebnis war, daß da der Mensch, der das Erlebnis hatte, vor Gott stand, sintemal Gott auch der Heiden Gott ist.

Julius Sammetreuther

Die Messen des heiligen Geistes

Wie wenn nichts vorgefallen wäre*)

Unter diesem Titel bringt der „Liberal", eine der gelesensten, wenn nicht die gelesenste Zeitung Madrids folgenden erbaulichen Leitartikel:

> ... In langen Zwischenräumen kündigt unsere [liberale] Regierung, die sich als demokratisch auszugeben pflegt, mit Glockengeläut eine Reform an, die in den ultramontanen Heerscharen eine tiefe Erregung auslöst.
>
> Die Unruhe schwillt unheimlich an, giftige Wortgefechte entspinnen sich, und nicht selten entsteht jene wilde Wut, die die Karlistenscharen zum Kampf antrieb, welche, wie Herr Pidal sagt, sehr ehrbar sein mögen, die aber nach dem Urteil der übrigen Autoren sehr blutdürstig und grausam sind.
>
> Dann erscheint der „Staatsanzeiger" und wir entdecken Alle, daß der Elefant ein Floh ist.
>
> Doch das ist nicht das Schlimmste. Diese Dekrete sind nicht nur geringfügig und minimal, sondern sie verlieren ihre Gültigkeit im Moment ihres Entstehens. Und kaum sind sie erschienen, stehen die Dinge schlimmer wie vorher; denn die Leute, die nicht wissen, was vorgeht, glauben, der Fall sei erledigt, achten nicht mehr auf Uebertretungen, Mißbräuche und Angriffe derselben Art und hören auf, über die gesetzliche Erfüllung und die natürliche Entwicklung der Reform zu wachen.
>
> Hier ist ein Beispiel:
>
> Vor Monaten wurde einem trefflichen Marineoberst der Prozeß gemacht. Sein Verbrechen bestand darin, daß er sich geweigert hatte, an der sogenannten Messe des „heiligen Geistes" teilzunehmen, die dem

---

*) Ein wenig verspätet bringen wir diese Zuschrift aus Spanien zur Ergänzung unsers Artikels in Nr. 44: **Die evangelische Kirche im heutigen Spanien.** D H

Kriegsgericht vorherzugehen pflegt oder pflegte. Die Weigerung des Herrn Labrador (so heißt der untadelige und gewissenhafte Oberst) wurde als Mangel an Disziplin betrachtet und das Verfahren gegen ihn auf Grund des Reglements eingeleitet.

Wir Demokraten protestierten. Die Verfassung, die irgend Jemand wegen seines Glaubens zu belästigen verbietet, konnte nicht erlauben, daß ein nichtkatholischer Flottenoffizier an Zeremonien und Gebräuchen teilnehmen müsse, die den seinigen widersprechen.

Und die Regierung erließ endlich ein Dekret — trotz der Kühnheit, mit der der tapfere Marineminister im ersten Augenblick das Reglement über den gesunden Menschenverstand und den heiligen Geist über die Verfassung stellte — ein vollständig der Billigkeit entsprechendes Dekret, das wie eine Bombe unter die Ultramontanen fiel.

Künftig, und dem Brauch im Heer entsprechend, sollte es in der Marine keine Heiliggeistmesse mehr geben.

Wir dachten Alle, die Sache sei erledigt, gaben uns zufrieden und widmeten der Regierung sogar einige Lobsprüche. Die Regierung schätzte diese als Zeugnis für ihren Demokratismus ein und setzte eine Inschrift mit Goldbuchstaben über die Tür ihres Hauses. Anfang Juli führte der Ministerpräsident den dissidenten Liberalen gegenüber die Aufhebung jener Heiliggeistmesse als eine seiner größten Ruhmestaten an.

Doch, siehe da, der Prozeß gegen Herrn Labrador geht weiter. Bis zum September wird das Kriegsgericht nicht zusammentreten, und da der Schiffsauditeur, (wie offen gesagt wird) falls der Angeklagte freigesprochen wird, seine abweichende Meinung wird zum Ausdruck bringen müssen, wird der Prozeß an den obersten Gerichtshof gehen, und die Verfehmung, die auf dem Angeklagten lastet, wird fortdauern, so lange es Gott — dem Gott der Katholiken — beliebt.

Also hat das erwähnte Dekret, die Anregung der demokratischen Presse und die Ruhmrede des Grafen Romanones keinerlei Früchte getragen.

Der Artikel hat auf die Regierung einen derartigen Eindruck gemacht, daß im Marineministerium noch am selben Tage folgende „Berichtigung" den Vertretern der Presse eingehändigt wurde:

In dem Fall des Marineartillerieoberst Herrn Labrador ist kein königliches Dekret unerfüllt geblieben, aus dem einfachen Grunde, daß es kein derartiges Dekret gibt. Die sogenannte Messe des heiligen Geistes muß von den Richtern des Kriegsgerichts angehört werden, weil es der Art. 303 des Gesetzes über das kriegsgerichtliche Verfahren in der Marine so vorschreibt, und an diesen Gesetzesparagraphen, nicht an das Reglement hat sich der Marineminister gehalten, so oft er davon gesprochen hat.

Die Regierung hat versprochen, diese gesetzliche Bestimmung abzuändern, sobald das Abgeordnetenhaus seine Sitzungen wieder aufnimmt, und erfüllte („Nette Art zu erfüllen!" Anmerkung des Liberal) ihr Versprechen, indem sie durch mich — der Minister spricht — dem Abgeordnetenhause den notwendigen Gesetzentwurf vorlegte, und die entsprechende Kommission trat sogar zur Beschlußfassung zusammen.

Etwas Anderes kann weder der gegenwärtige Minister noch sonst Irgendjemand tun, denn es könnte Niemandem einfallen, zu bestimmen, daß ein schwebendes Gerichtsverfahren eingestellt würde, dessen Verlauf in dem genannten Gesetz genau vorgeschrieben ist.

Der Liberal bemerkt hierzu:

Mit dürren Worten: Die gerühmte demokratische Reform schläft noch — trotz aller Ankündigungen und Trommelwirbel — im „Schoße" der entsprechenden Kommission. So sind alle die Reformen der Liberalen, die wir heute haben.

Wir kündigen den Fall den ausländischen Berichterstattern an, die telegraphisch oder brieflich die spanische Regierung lobten, im Glauben, die Reform sei schon erfolgt.

Sie können verlangen, daß man ihnen den Beifall zurückerstatte oder, wie man in Spanien sagt, daß man ihnen das Geld wiedergebe.

Der Lutherverein

Unter den Verbänden, die sich die Pflege evangelischer Gesinnung in der Diaspora zur Aufgabe gestellt haben, ist der Lutherverein vielleicht am wenigsten bekannt. Das hat seinen Grund darin, daß er erst ungefähr zehn Jahre alt ist und in seiner Organisation noch nicht so ausgebaut ist wie etwa der Gustav-Adolf-Verein. Dazu kommt, daß bei seiner Beschränkung auf die Deutsch-Evangelischen Oesterreichs das Interesse für ihn noch nicht in allen Teilen Deutschlands so rege ist wie in dem Oesterreich benachbarten Königreiche Sachsen, von dem er ausgegangen ist und in dem am eifrigsten für ihn gearbeitet wird. Und doch verdient der Lutherverein eine größere Beachtung als bisher und das besonders jetzt, wo er sich das Ziel gesteckt hat, bis zum Jahre 1917 als ein bleibendes Denkmal zur Reformationsjubelfeier eine Lutherspende in der Höhe von einer Million zu sammeln. Dazu bedarf er der Unterstützung aller Evangelischen Deutschlands. So sollen diese Zeilen dazu dienen, die Leser der Christlichen Welt mit den Aufgaben und der Arbeit des Luthervereins bekannt zu machen.

Den Anlaß zur Gründung des Vereins hat die Schulnot der evangelischen Deutschen in Oesterreich gegeben. Eine solche Schulnot besteht tatsächlich. Zwar hat das ursprünglich freiheitlich gedachte Volksschulgesetz von 1869 Oesterreich die Simultanschule gebracht; aber diese öffentliche Schule ist so sehr vom klerikalen Geiste beherrscht, daß ihr Besuch für evangelische Kinder eine große Gefahr für ihren Glauben bedeutet. So ist für evangelische Gemeinden, wenn sie ihren Bestand für die Zukunft sichern wollen, die Gründung und Erhaltung evangelischer Schulen eine Notwendigkeit. Was nützt es schließlich auch, wenn man Gotteshäuser baut und Pfarrer anstellt, und die kommende Generation wird durch den Einfluß der Schule wieder dem Katholizismus zugeführt? Gerade in den Kreisen des Gustav-Adolf-Vereines muß darum die Notwendigkeit des Luthervereines immer mehr anerkannt werden, so sehr er schon jetzt gerade hier Verständnis findet.

Eigene evangelische Schulen zu erhalten legt den Gemeinden ungeheure Opfer auf. Nicht nur werden sie, da diese Schulen nur als Privatschulen gelten, zur Steuer für die öffentliche Schule ebenso herangezogen wie die Katholiken, so daß sie doppelte Schullasten zu tragen haben, sondern sie müssen auch, wenn sie nicht aufgehoben werden wollen, allen Anforderungen der staatlichen Aufsichtsbehörden in bezug auf Schulräume, Lehrmittel usw. sich fügen, sodaß an ein Sparen nicht gedacht werden kann. Nur an einem Punkte kann gespart werden, und das geschieht auch reichlich, das ist der Gehalt der Lehrer. Es ist ergreifend zu lesen, mit wie kümmerlichen Mitteln so mancher dieser Lehrer sich durchschlägt, wie er oft nur die Hälfte des Einkommens seiner an den staatlichen Schulen angestellten Kollegen bezieht und auch noch bis ins höchste Alter aushält, damit die Gemeinde nicht durch Zahlung von Pension doppelt belastet wird. Wie viel Idealismus gehört dazu, wo der Uebergang an eine staatliche Schule sofort aller Entbehrung eine Ende machen würde! Wird die evangelische Kirche Oesterreichs auch in Zukunft immer die Lehrer finden, die so opferbereit sind für ideale Güter Mangel zu leiden? Hier will der Lutherverein helfend eingreifen, und es kann ihm zum Ruhme nachgesagt werden, daß seit seiner Existenz von den etwa 150 deutsch-evangelischen Schulen in Oesterreich keine hat aufgehoben werden müssen. Es waren sächsische Lehrer, die sich, als im Jahre 1903 der Bestand der Schule in Teplitz bedroht war, der Sache ihrer bedrängten Kollegen annahmen. Von ihnen ist der Lutherverein ausgegangen, der nach seinen Satzungen die Erhaltung der deutsch-evangelischen Schulen Oesterreichs sich zum Ziel gesetzt hat. Es ist ihnen gelungen allmählich auch weitere Kreise für die Sache des Vereins zu gewinnen und auch über das Königreich Sachsen hinaus die Evangelischen mobil zu machen. So besteht zur Zeit außer dem Landesverband des Königreichs Sachsen mit über 50 Ortsgruppen ein Landesverband in Württemberg, in Bayern, in der Provinz Sachsen, in Hamburg, in Kiel usw. Natürlich hat auch Oesterreich selbst einen Lutherverein, der im gleichen Sinne wie der Lutherverein im Reiche arbeitet. Nach den letzten Jahresberichten hat der Landesverband Sachsen im neunten Vereinsjahr rund 8600 Mark an Unterstützungen gewähren können; im ganzen sind im letzten Jahre ziemlich 19000 Kronen zur Verteilung gelangt.

Das ist bei der großen Notlage der Schulen in Oesterreich nicht viel. So ist der Gedanke aufgetaucht durch die Sammlung eines größeren Kapitals tatkräftigere Hilfe zu leisten. Im Jahre 1910 ist auf Anregung der Ortsgruppe Dresden der Lutherverein mit einem Aufruf an die Oeffentlichkeit getreten, durch Sammlung einer Millionenspende bis zum Jahre 1917 dem deutschen Reformator ein bleibendes Denkmal zu stiften. Es ist der Gedanke vorhanden, in Zukunft mit den Zinsen dieses Kapitals jedes Jahr möglichst einer Schulgemeinde durchgreifend zu helfen. Bis jetzt ist die Sammlung auf etwa 200000 Mark gelangt. Es sind vor allem kleinere Spenden, einzelne Bausteine zu 100 Mark oder noch geringere Beträge, aus denen sich diese Summe zusammensetzt. Viel edler Opfer-

sinn ist dabei zu Tage getreten. Aber noch ist bis zum Jahre 1917 viel zu tun. Es wäre betrüblich, wenn das deutsch-evangelische Volk in den kommenden vier Jahren die noch fehlenden 800000 Mark nicht zusammenbrächte. Der Verein für das Deutschtum im Auslande, der ohne Rücksicht auf die Konfession das Deutschtum stärken will, hat seine Roseggerspende bereits auf eine Höhe von über drei Millionen gebracht. Sollte es da nicht möglich sein aus den Kreisen derer, denen beides, das Deutschtum und der evangelische Glaube unsrer Stammesbrüder in Oesterreich, am Herzen liegt, wenigstens eine Million zusammenzubringen? Der Lutherverein, namentlich der Hauptarbeitsausschuß für die Lutherspende in Dresden, läßt es an Werbearbeit nicht fehlen. Möchte allenthalben das Verständnis für die Notwendigkeit seiner Arbeit erwachen, dann wird das deutsche evangelische Volk auch für dies zum Reformationsjubeljahr geplante Lutherdenkmal die Mittel finden.*)

Gerhard Noth

Der 26. Deutsche Protestantentag in Berlin

„Aeltestes bewahrt mit Treue, Freundlich aufgefaßtes Neue" — so könnte man vielleicht umschreiben, was wir beim fünfzigjährigen Jubiläum des Protestantenvereins zu hören bekamen. Denn es gibt im Protestantenverein von heute zweierlei Wesensart: zum mindesten erscheint es dem so, der nicht als Mitstreiter in der Arena, sondern als Gast auf der Tribüne der Tagung beigewohnt hat. Und das Schöne und für die Zukunft des Vereins Gewährleistende an dieser Doppelheit ist dies, daß es sich nicht um zwei Richtungen handelt, von denen eine die andere bekämpfen, überwinden und ersetzen muß, sondern um zwei Tendenzen der deutschen Geistesgeschichte, deren Synthese darum möglich ist, weil eine die andere bereichern und zu vertiefen vermag. Die eine, die den Verein gegründet und bis in die jüngste Vergangenheit hinein getragen hat, kommt vom klassischen Idealismus her und darf darum kühnlich den Anspruch erheben, auch heute noch Schätze zu wahren und Kräfte zu spenden, vor allem einem Theologengeschlecht gegenüber, das Philosophie, Literatur und Kunst als Dinge der „Welt" allzuwenig Dinge *seiner* Welt sein ließ. Die andere Tendenz wird im Protestantenverein vornehmlich durch die Freiheitsfreunde und die jüngeren Freunde der Christlichen Welt vertreten; ihre Annäherung konnte Stages Rückblick auf die Vereinsgeschichte, der das Beiseitestehen der älteren Ritschlianer beklagt hatte, mit warmen Worten begrüßen. Diesen Mitgliedern verdankt der Verein schon jetzt die eifrigere Berücksichtigung sozialer und wirtschaftlicher Fragen.

In dem die Tagung einleitenden Gottesdienst am Abend des 14. Oktober**) kam vor allem die Vergangenheit des Vereins zum Wort. Ihr galt *Stages* schon erwähnte Festrede, die den Entwicklungsgang des Vereins skizzierte, die Gründe des Aufschwungs im ersten Jahrzehnt, des Niedergangs bis in die neunziger Jahre und des erneuten Aufblühens charakterisierte und für die Zukunft ausgedehntere Beachtung der christlichen Liebestätigkeit verhieß. Man hätte hier vielleicht um der Deutlichkeit willen eine ausführlichere Beziehung auf die Arbeit der Inneren Mission gewünscht, bestehend etwa in Anerkennung der von den Altgläubigen geleisteten Arbeit — wie sie Schmidt am anderen Tage rückhaltlos zum Ausdruck brachte —, aber auch in Abgrenzung gegenüber dieser Arbeit, wie sie Traub am nächsten Abend formulierte: nicht dem Schwachen ein Geschenk, sondern dem Emporsteigenden sein Recht; nicht jene Wohltat verleihen mit „kirchlicher" Nebenabsicht, sondern diese Rechtshilfe gewähren als Selbstzweck! — Die Vergangenheit des Protestantenvereins und zwar die glänzendste, kam auch zum Wort in der Predigt vom *Kirmß**)* über Joh. 17, 17. Sie kam zum Wort nicht nur in den ausführenden Abschnitten: „Heilige die Kirche in deiner Wahrheit — unsre Kirche, der Gott zwei köstliche Gaben geschenkt hat: die deutsche protestantische Theologie und die Gemeinde der Suchenden — und heilige uns selbst in deiner Wahrheit, damit wir ein Recht haben, Anderen etwas zu sagen"; die Vergangenheit des Vereins und der Idealismus seiner Gründer klang vor allem aus dem grundlegenden ersten Teil: „Gottes Wort ist die Wahrheit, und alle Wahrheit ist Gottes Wort."

In dem Vortrag *Paul Wilhelm Schmidts* aus Basel bei der ersten Hauptversammlung „Das freie Christentum, sein kirchliches Recht und seine religiöse Aufgabe" kam derselbe Idealismus zum Ausdruck, der Evangelium, Reformation und Klassiker als Glieder einer stolzen Reihe wertet. Im allgemeinen schienen mir dabei die Abstände zu gering geschätzt und dementsprechend die Fortschritte der Geistesgeschichte, die auch Fortschritte der Religionsgeschichte sind, nicht genügend hervorgehoben zu werden. Der Vortragende ermöglichte die Behauptung einer gewissen Einheitlichkeit jener Erscheinungen durch seinen sehr breiten „neutestamentlichen" Unterbau; da definierte er das Evangelium als das „Eigene Jesu", das von allen Vorstellungen der Zeit loszulösen sei, und schilderte es als die „Anweisung zum seligen Leben": „ein Jünger Jesu ist, wer sich als Organ der ewigen Liebe erkennt und danach tut." Gegen das Erste ließen sich geschichtliche Bedenken erheben; gegen das Zweite als eine zu einseitig *ethische* Formulierung betonte Hollmann in der Debatte als das Primäre im Evangelium die *religiöse* Botschaft: Gott liebt dich. Von jener historischen Basis aus gelangte Schmidts Vortrag zu einer eindrucksvollen Betrachtung der Gegenwart. Er begrüßte als Zeichen der Versöhnung neben der „elementaren christlichen Wucht der altgläubigen Philanthropie" das Verständnis der konservativen Theologie für historische Kritik — nicht ohne den Ausdruck „apostolisches Evangelium" in der Erklärung der 22 Professoren als historisch unberechtigt unter sehr glücklicher Verwendung von Apg. 21, 20 f. abzulehnen. Er begrüßte weiter als Zeichen christlicher Kraft in dieser Zeit, die er etwas pessimistisch als „gottesarm" charakterisierte, die Friedensbewegung; dieser Passus machte, gerade weil er von entschiedener Anerkennung der kaiserlichen Friedensarbeit begleitet war, sehr starken Eindruck. „Friede" war das letzte Wort des Vortrags auch in Bezug auf die kirchlichen „Richtungen" und auf den „evangelischen Geist im Machtbereich der katholischen Kirche": alles Anzeichen, daß für die klärende und versöhnende Tätigkeit des freien Protestantismus in der Menschheit die Stunde günstig ist.

Solche Tätigkeit auf den einzelnen Gebieten des modernen Lebens zu schildern und sie zu messen an den Kräften, die Rom auf denselben Gebieten aufzubringen vermag — das war der Inhalt des Vortrags, mit dem *Radecke* auf der zweiten Hauptversammlung am 16. Oktober uns in die Zukunft des freien Protestantismus führte; wem der Wert solcher Versammlung im Empfangen von Antrieben zur Weiterarbeit liegt, der wird diese Stunde als den glänzenden Höhepunkt der Tagung einschätzen. Auf dem Gebiet der *Weltwirtschaft* darf der Calvinismus als „Vater des Industrialismus" gelten; in den *sozialen Kämpfen* hat Rom zwar die bessere Organisation, der Protestantismus aber die bejahende Stellung zur Gesellschaftsordnung voraus; mit dem nationalen und paritätischen *Staat* kann sich der Katholizismus nie völlig zufrieden geben, und mit der neudeutschen *Bildung* muß er im Konflikt leben, weil auch seine besten Gelehrten in den zentralen Fragen versagen. Was an wertvollem Erbe der Vergangenheit, was an treibenden neuen Kräften im Protestantenverein lebendig ist, das wirkte zusammen in den Forderungen des Vortrags: Bundesgenossenschaft mit der deutschen Bildung, Weckung des Verständnisses für das Wesen des Christentums, Entgegenkommen gegenüber dem Suchen der Zeit, Entkatholisierung des Protestantismus — ein solcher freier Protestantismus betreibt nicht Parteipolitik, sondern die Sache Deutschlands!

---

*) Unser Verlag wird gern Beiträge für diese höchstnötige und verdienstliche Sammlung annehmen. D H

**) Abends 8 1/2 Uhr! Angesichts der Ueberfüllung der Neuen Kirche, und zwar keineswegs nur mit zugereisten Festgästen, möchte ich nachdrücklich betonen, wie geeignet für den Großstädter diese Gottesdienst-Stunde ist, und auf die Versuche hinweisen, von denen Chronik der Christlichen Welt 1913 S. 484 berichtet ist.

*) Diese Predigt und Stages Rückblick sind im Protestantenblatt Nr. 42 abgedruckt.

Eingerahmt wurde die Tagung durch eine Frauenversammlung (Margarete Henschke über den Anteil der Frau an dem religiösen Leben der Gegenwart), eine Pazifistenversammlung, eine Versammlung der Freunde des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins, eine Versammlung freigesinnter Pfarrer Deutschlands (Alfred Fischer über die sittliche Verantwortung des Pfarrers in den kirchenpolitischen Kämpfen der Gegenwart) und fünf Volksversammlungen. Ich hörte im Norden Berlins Heyns Rückblick auf das Dasein des deutsch-protestantischen Gedankens in der Kirche und Traubs Rede über den deutsch-protestantischen Gedanken in der Welt von heute. So kamen auch hier wieder Vergangenheit und Gegenwart zum Wort. Bezeichnend für die Situation war besonders die Ansprache Traubs. Es soll ihm gedankt sein, daß sein erstes Wort vor diesem Publikum, bei dem gerade er auf offene Ohren rechnen durfte, der Appell zur Mission war, zum kulturellen weltwirtschaftlichen Betrieb der Mission, bei dem wir nicht nur geben, sondern auch empfangen. Dann zeigte er seinen Hörern, wie im Staatsleben, im Unternehmertum, in der Arbeiterbewegung, in der Frauenbewegung, in Wissenschaft und Kunst Kräfte am Werk seien, die zusammenhängen mit der Welt des Glaubens, und daß man darum diese Welt des Glaubens nicht behandeln dürfe „wie irgend einen alten Fetisch im Kolonialmuseum". Man sieht: es war — auf die Tonart „Volksversammlung" gebracht — doch wie Radeckes Vortrag wieder eine Synthese der idealistischen und sozialen Kräfte der deutschen Geschichte im vergangenen Jahrhundert. Mag die Weiterarbeit des Protestantenvereins im Zeichen solcher Synthese stehen!

Martin Dibelius

Um den Deutsch-Evangelischen Frauenbund

Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? Luk. 9, 55.

Der Deutsch-Evangelische Frauenbund steht in schweren äußern und innern Kämpfen, man weiß zuweilen nicht, wie das enden soll. Wenn uns stets Christi Mahnwort an seine ungeduldigen Jünger im Bewußtsein bliebe, so könnte es über und durch alle inneren Kämpfe hin nur zur Stärkung und schließlich vertieftem Gemeinschaftsgefühl führen; wenn! Vor allem auch die äußern Kämpfe, die ihn von allen Seiten umtoben, müssen uns trotz aller ernsten innern Gegensätze zusammentreiben, wenn wir ein deutscher Frauenbund sind. Denn das ist, so lange wir eine Geschichte haben, das charakteristische Merkmal des deutschen Herrenvolkes, daß jeder Einzelne eine ausgeprägte Meinung und einen starken Willen hat, daß er sich schwer einfügt in die Allgemeinheit, und daß die zentrifugalen Kräfte seines Wesens sich herrschend zeigen. Wenn aber der äußere Feind darauf baut, in die Spalten eindringen möchte und die Deutschen auseinanderreißen will, dann schießen sie ebenso kraftvoll und entschlossen zusammen, bis der Feind verjagt ist; — hernach streitet man wohl, wenn der äußere Feind besiegt am Boden liegt, selbstverständlich weiter, weil ja Jeder bewußt für seine Wahrheit, seine Ueberzeugung, seine Ideale kämpft.

Wo steht der Feind des Bundes? Es ist der Feind der gesamten Frauenbewegung, mit der der Deutsch-Evangelische Frauenbund unlöslich verknüpft ist, so lange er nicht das Recht verscherzt, seinen Namen zu führen und an der Lösung der Frauenfrage mitzuarbeiten. Es ist, mit Weinen ist es zu sagen, ein großer Kreis deutscher Männer, der trotz aller Reden von „der Achtung des deutschen Mannes vor der Frau" die deutsche Frau der Gegenwart nicht versteht und ihre zeitgemäße notwendige Weiterentwickelung ersticken möchte, um in seinen philiströsen Herreninstinkten nicht geniert zu sein. Da möchten die einen den gesamten DEFB unter allerhand, meist christlich vaterländisch garnierten Vorspiegelungen abreißen vom Bund deutscher Frauenvereine, um ihn vor ihren Wagen zu spannen als besten Bekämpfer der deutschen Frauenbewegung. Wenn es gelänge, daß dieser ganze deutsch-evangelische Flügel nicht nur absprängе von der Bewegung, sondern sogar in ihr Lager schliche, wie ein Werwolf würgte unter den Gesinnungen der Frauen und sich jedem wahren Fortschritt in der Frauenfrage entgegenstellte! Bei dem bloßen Gedanken läuft unsern Gegnern, glaube ich, das Wasser im Munde zusammen. Wenn sie nur alle die Frauen wieder zurückholen könnten in die schöne alte gottgewollte Abhängigkeit, denen durch eignen Lebenskampf der Frieden einer patriarchalischen Heimatversorgung in alter Weise noch nicht verloren ging, in denen aber die erwachende Solidarität des Frauenbewußtseins die Frauenfrage und die Frauenunruhe geweckt hat! Wenn man die wie abgerichtete Frettchen in die Kaninchenhöhlen jagen könnte, um den armen gehetzten Kaninchen die Schlagader durchzubeißen, welche Aussicht! Man könnte wieder in Ruhe die Arbeiterin schinden, die Konkurrentin an die Wand drücken und wohl auch die Dirne mißbrauchen, während man der Dame die Hand küßt und für den Hausgebrauch genügend Auswahl an „wirklichen Frauen" zur Verfügung behält — welche Aussicht! Ebenso berauschend als borniert, denn nie, nie, nie wird das geschehen.

Andre schlüpfen gewandt ein in die Spalten, die in einem Bund, der es programmäßig ablehnt, im Dienste einer kirchlichen Richtung oder politischen Partei zu stehen, naturgemäß immer mal wieder entstehen müssen, und nagen und reiben an den Spaltenwänden, bis diese sich zu Klüften erweitern, über die Niemand mehr herüber und hinüber kann. Und dann steckt Jeder seine Frauengruppe in die eigne Partei- und Richtungstasche, und mit der gemeinsamen deutsch-evangelischen Mitarbeit an der Lösung der Frauenfrage ists auch vorbei. Man stopft den Losgelösten den Mund mit allerhand Ehrenämtern und Protektions- und sonstigen Scheinaufgaben, man gibt ihnen ordentlich zu tun und setzt sie wie Hühner auf zurechtgemachte Nester zum Brüten. Dann denken sie nicht mehr an die „unweiblichen" und „unchristlichen", jedenfalls unbequemen „modernen Probleme der Frauenbewegung", mit denen ihnen etwa eine Helene Lange, eine Gertrud Bäumer oder auch eine Paula Müller die Frauengehirne erhitzte. Ja, was sagen wir zu diesem Plänchen? Nie, nie, nie soll das gelingen. Unsre Streitfragen machen wir unter uns selber aus. Dringend wünschen wir dagegen, daß die deutschen evangelischen Männer aller Richtungen und Parteien sich endlich den schweren Problemen der Frauenfrage mit Gründlichkeit, Ernst und eindringendem Verständnis zuwenden. Empfinden wir doch selbst im tiefsten Herzen, wie unnatürlich und verderblich der Gegensatz männlichen und weiblichen Denkens, männlicher und weiblicher Lebensideale auf die religiös-sittliche Erneuerung sowie die wirtschaftliche und soziale Hebung des Volkslebens wirken müssen.

Aber ein drittes Detachement von Feinden geht noch weiter. Sie begnügen sich nicht mit dem Versuch, unsern Bund von dem Bund deutscher Frauenvereine loszulösen, auch nicht mit der Trennungspolitik, die nach dem Grundsatz: Teile und herrsche! den Bund auseinanderreißen will, sondern sie zeigen sich als Feinde schlechthin, greifen den Bund als solchen an und brauchen oft die merkwürdigsten Waffen, ihm den Garaus zu machen. Jede im Bund kennt diese Sorte Gegner und weiß, mit welchen Kniffen sie zu arbeiten fähig sind, die naturgemäß am hageldichtesten und gefährlichsten den Vorstand und die erste Vorsitzende zu treffen suchen. Denn sie wissen genau, was sie erreicht hätten, wenn sie als moderne Salomen mit dem Kopf Paula Müllers auf der Schüssel und garniert mit den Skalpen der übrigen Führerinnen ihren Kankan der Feindschaft tanzen könnten. Darum legt man sich wohlvorbereitet in den Hinterhalt, und wenn in den Verhandlungen ein gefährlicher Engpaß kommt, wie ihn z. B. auch nach unsrer Meinung die eigentümliche Stellung der Bundesvertreter zur Frauenstimmrechtsfrage darstellt, dann springt man plötzlich vor, um die unvorbereitete Gegnerin zu verwirren, in Widersprüche zu verwickeln und dann so zu erdrosseln, daß formal womöglich auch ihre Anhänger sollen sagen müssen: Ja, sie hat sich selbst die Grube gegraben. Das wäre ein Fressen! Und man hofft womöglich noch auf den Beifall der Frauen, die als christlich-liberale und als christlich-demokratische Frauen vielleicht durch manche Irrungen und Gegensätze erbittert sind und geneigt scheinen, sich an solchen Niederlagen zu freuen. — Sie sollen sich geirrt haben! Treue bis zum Tod ist deutsch-evangelische Art, auch deutsch-evan-

gelische Frauenart, die sollen sie kennen lernen. Wir glauben nicht an die päpstliche Unfehlbarkeit einer Führerin, und wenn die große Macht, die unsrer Vorsitzenden der unter ihrer Leitung so mächtig aufblühende Bund gab, gelegentlich das Herz verführte zu mehr Autokratie, als wir kitzlichen liberal-demokratischen Bundesmitglieder gut vertragen können, und wenn wir manche ihrer waschecht christlich-konservativ gefärbten Anschauungen bedauern und sogar bekämpfen, so achten und ehren wir doch ihren sittlichen Willen, der alle Kräfte und ein ganzes Leben in verzehrendem Eifer in den Dienst der Bundessache, der Frauensache, stellt. Und ich meine, gerade wir, die wir oft ihre Gegnerinnen scheinen und auch sind, wir sollten als allergetreuste Opposition ihr in diesen heißen Kampfzeiten die Hände halten und den Schweiß von der Stirne wischen helfen: Paula Müller, wir stehen zu dir und zu der Bundessache durch Dick und Dünn, in Not und Tod! Wir wollen mehr, als wir so im Eifer des Ringens um unsre Bundesideale bisher vielleicht bedacht haben, da wo wir Fehler, Irrtümer, Einseitigkeiten und Programmstockungen zu sehen glauben, wo wir bedauern, daß unser Bund nicht uneingeschränkter eine kräftige Stütze des allgemeinen Programms der Frauenbewegung ist, wo wir für das Mitleben und Mitarbeiten der in den Ortsgruppen zerstreuten liberalen Minderheiten Stickluft wittern, nach der Vorschrift des Apostels zu handeln suchen, die der evangelischen Christin ziemt: „So ein Mensch etwa von einem Fehler übereilet würde, so helfet ihm wieder zurecht mit sanftmütigem Geist, die ihr geistlich seid. Und siehe auf dich selbst, daß du nicht auch versuchet werdest.“

Wir hatten und haben vor, für unsre zerstreuten Minderheiten ganz energisch einen Weg zu suchen, auf dem auch sie zur Meinungsäußerung vor Beschlußfassung und Beschlußverkündigung wichtiger Bundesentscheidungen kommen können, damit schon dadurch der ewige Streit und die schädliche Erbitterung, die bei solchen Ueberraschungen leicht herauskommen, ein weniger verhängnisvolles Ventil finden. Nun tun uns unsre gemeinsamen Gegner, die das Böse wollten, das Gute, uns noch einmal Schulter an Schulter zu zwingen, daß wir uns freundlich vereint in die Augen zu blicken Gelegenheit finden. Hoffentlich entdecken wir alle recht gründlich dort, trotz so stark verschiedener Einstellung auf unvermeidlich durch kirchlich-politische Richtungen und Parteianschauungen beeinflußte Gegensätze, vor allem den ehrlichen gemeinsamen Willen, jeder in seiner Weise im Dienst unseres gemeinsamen Herrn und Meisters der idealen Sache der deutschen Frauenbewegung zu dienen, und bedenken recht ernst Abrahams Mahnung an Lot: „Lieber, laß nicht Zank sein zwischen mir und dir!“ Denn wir sind ja Schwestern im letzten Grund und letzten Ziel. Dann wird sich nachher, so hoffe ich zu Gott, ein Weg der Verständigung in dem Geist finden, dessen Kinder wir sein wollen.

Ich mute mit dieser Aufforderung manchem vielleicht recht erbitterten und ungeduldigen Bundesmitglied rechts und links viel zu. Halten Sie es nicht für Ueberhebung und vorlautes Mahnen. Seine Befolgung kommt mir, meinem Naturell und meinen Erlebnissen und Anschauungen entsprechend, vielleicht besonders schwer an, das kann ich ehrlich versichern. Aber wer den Ernst der Lage voll übersehen und meinen ihn vielleicht überraschenden Friedensruf verstehen will, der denke neben so vielen andern Sturmzeichen vor allem an die merkwürdigen Erlebnisse in Hamburg auf dem Kongreß der Innern Mission. Wer, wie ich, sie nicht miterlebt hat, der lasse sich berichten, und wer auch dazu nicht Gelegenheit hat, der verschaffe sich baldmöglichst den ernsten Bericht eines Augen- und Ohrenzeugen, der, wo die Presse vielfach schwieg, in der „Chronik der Christlichen Welt“ (J. C. B. Mohr-Tübingen, Nr. 44) gebracht wird. Noch sieht man zwar nicht ganz klar, aber man sieht genug und übergenug, um die Gefahr zu erkennen, die Feinde dort dem Bund bereiten wollten. Hoffentlich dürfen wir erleben, daß alle deutsch-evangelischen Bundesmitglieder sich um ihre Fahne scharen, den innern Hader zurückstellen und ihrem Vorstand die Treue halten, die das beste Erbteil der Deutschen und der notwendigste Charakterzug jeder Christin ist, die im Sinn und Geist ihres Herrn zu der Mitarbeit an der Lösung der Frauenfrage, an der religiös sittlichen Erneuerung sowie an der wirtschaftlichen und sozialen Hebung des Volkslebens sich eingestellt hat. Und dann gebe Gott unserm Streben seinen Segen und den Feinden gegenüber den vollen Sieg!

Marie Martin

Die Not unserer Volks- und Jugendbüchereien, ein Mahnwort nebst einem Bücherverzeichnis als Anhang dargeboten und verlegt vom Verband evangelischer Buchhändler und von dem Verein von Verlegern christlicher Literatur

Unter diesem Titel erhielt ich heute eine Broschüre zugesendet. Was enthält sie? Zu meinem Entsetzen und Schmerz eine Weitergabe der Beschuldigungen Kotzdes gegen die Prüfungsausschüsse der Lehrerschaft, die schon längst widerlegt sind, und Angriffe gegen den Dürerbund, die den Tatsachen so wenig entsprechen, daß man nur den allerschärfsten Protest dagegen erheben kann.

Von den Prüfungsausschüssen wird Folgendes gesagt: „Es ist eine jetzt wohl allgemein bekannte Tatsache, daß einzelne sehr einflußreiche Prüfungsausschüsse für Jugend- und Volksschriften jede vaterländische und religiöse Tendenz (zunächst in der Jugendschrift, letzten Endes auch im Volksbuch) verwerfen, daß sie aber dafür dem radikalen Geiste der linken politischen Parteien starke Konzessionen machen.“ (S. 3—4) Dann wird unter Erzählung einer Reihe von Schreckensgeschichten und entsetzlichen Aussprüchen, die, wenn sie gefallen sind, eben Entgleisungen einzelner durchaus nicht maßgebender Persönlichkeiten sind, das Gefühl erweckt, als habe man in den Prüfungsausschüssen Organisationen vor sich, die vaterländisches und religiöses Empfinden geradezu gefährden.

Ich frage dem gegenüber: Ist es den beiden Verbänden, die dies unter ihrer Verantwortlichkeit ausgehen lassen, bekannt, daß der „Deutsche Lehrerverein“ über alle diese Beschuldigungen eine eingehende Untersuchung veranstaltet und das direkte Gegenteil festgestellt hat? Oder wollen die beiden Organisationen demgegenüber diese Behauptungen aufrecht erhalten?

Ich frage zweitens: Wagen es die beiden Organisationen wirklich, einer so allgemein angesehenen Organisation wie dem Dürerbund und der Persönlichkeit eines Avenarius vorzuwerfen, daß sie vaterländisches und religiöses Empfinden nicht zu ehren willen? Jeder Kenner des Kunstwarts und Dürerbundes weiß, daß das Gegenteil der Fall ist und daß wir diesen beiden geradezu dankbar sein müssen. Indem sie echtes Empfinden für die Form und Wahrhaftigkeit der Darstellung pflegen, pflegen sie in sehr weitgehendem Maße Achtung und Ehrfurcht vor allen Gefühls-, Gemüts- und Willenswerten, und darunter auch den religiösen.

Vom Dürerbund sagt das Schriftchen: „Die bewußt vaterländische und die bewußt religiös durchleuchtete Volks- und Jugendliteratur würde keine Gnade vor diesen Richtern finden . . .“ (S. 5) Ich stelle fest, daß dem Gesamtvorstand des Dürerbundes unter anderm folgende Männer angehören: Adolf Bartels, Rudolf Eucken, Generalsekretär Gonser vom Deutschen Verein gegen Mißbrauch geistiger Getränke, Erika Baronin Handel-Mazzetti, Paul Natorp, Friedrich Naumann, Wilhelm Rein, Peter Rosegger, Heinrich Sohnrey, Wilhelm Steinhausen, Hans Thoma, Marianne Weber, aus den Kreisen der evangelischen und katholischen Theologie Artur Bonus, Pfarrer E. Fuchs, Pfarrer Friedrich Holtz, Kaplan E. Möller, Pfarrer Mumbauer, Professor Niebergall, Professor Ragaz, Dr. P. Expeditus Schmidt, Professor Spitta, Pastor Steinhausen, Professor Troeltsch.

Wollen die beiden Organisationen der Buchhändler und Verleger wirklich behaupten, daß aus der Organisation, die von diesen Männern mitvertreten wird, eine Gefährdung des vaterländischen und religiösen Sinnes hervorgehen könne?

Um der Gefahr willen, daß Freunde und Kollegen sich in Unkenntnis der Sache durch solche Behauptungen irre machen lassen, erhebe ich allerschärfsten Protest. Ich hoffe aber auch, daß die den Verbänden angeschlossenen Firmen, die darauf Wert legen die Achtung weiter Kreise nicht zu verlieren, diese Behauptungen ihres Verbandes nochmals nachprüfen und dafür sorgen, daß sie nicht mit dafür verantwortlich gemacht werden.*)

Lic. Emil Fuchs, Pfarrer zu Rüsselsheim a. M.

*) Mit den Angriffen, denen Kunstwart und Dürerbund obendrein noch jetzt ausgesetzt sind, werden wir uns in nächster Nummer eingehend beschäftigen.
D H

Victor Hugo und der Bischof von Gent

Der Dichter, dessen erhabenen Gottesbegriff unsere Leser in Nr. 43 kennen gelernt haben, stand bei der römischen Geistlichkeit, von Beginn seiner früh erlangten Berühmtheit an, im Geruch der Ketzerei. Als Louis Napoleons Staatsstreich (2. Dezember 1851) Victor Hugo aus Paris in die Verbannung trieb und er zunächst seinen Wohnort in Brüssel nahm, beehrten die vom Pariser erzbischöflichen Palais aus vor ihm gewarnten belgischen Klerikalen den Verfasser von Notre Dame de Paris alsbald mit ihren Anfeindungen. Victor Hugo machte aus seinen sehr wenig dogmatischen Anschauungen kein Hehl, und so kam es, nach einigen kleinen Plänkeleien, während seines zweiten Brüsseler Aufenthaltes zu der von ihm so glänzend abgewehrten Anschuldigung des Atheismus. Der Anführer von Hugos Widersachern, den dieser in seiner poetischen Erwiderung übrigens gar nicht genannt hatte, war der streitbare Herr Bischof von Gent. Der konnte vor seinem Anhang die Abfuhr nicht auf sich sitzen lassen, und da ihm triftige Gegenargumente nicht zu Gebote standen, verlegte er sich aufs Schimpfen. Er ließ in seinem Leibblättchen erklären, man müsse schonend annehmen, daß Victor Hugo un fou sei, weil er ja sonst un brigand wäre. Der Poet würdigte den geistlichen Herrn weder seines Zornes noch der edlen Sprache des oben erwähnten Bekenntnisses, sondern begnügte sich damit, den Ausfall „niedriger zu hängen", in launigen Versen, die in deutscher Uebertragung etwa wie folgt wiedergegeben werden können:

Mir gehört in der Stadt kein Bischofspalast,
nie hab ich Gehälter noch Sporteln gefaßt,
kein Tempel bietet meiner Demut einen Thron,
kein goldbetreßter Schweizer geleitet mich
und noch niemals ward von den Gaffern ich
bestaunt, unterm Baldachin, in Prozession;
den Fremden, die in die Kirche kommen,
hab ich noch nie ihr Geld abgenommen,
sie bewundern zu lassen, wenn der Eintritt bezahlt,
den lieben Gott, von van Dyk gemalt;
ich bin nicht umgeben von ganzen Scharen
von Presbytern, Sakristanen, Vikaren,
ich hüte keinen Reliquienplunder
und keine auf Flaschen gezogenen Wunder;
mein Gewand ist nicht von Demanten bestrahlt,
und bet ich, so werd ich dafür nicht bezahlt.
Bei Hofe genieß ich sehr wenig Vertrauen
und bin auch im Kirchenschiff nicht zu schauen,
wie ich, in der Hand einen runden Teller,
salbungsvoll sammle die kupfernen Heller,
mit goldener Stola und Mitra geschmückt,
ein Bild, das die alten Komtessen entzückt;
nie kommen zu mir, in buntem Gewimmel,
mir die Hand zu küssen, die Weiblein gelaufen.
Ich ehre nicht minder als Andre den Himmel,
doch ohne den Seelen ihn zu verkaufen;
Hochwürden werde ich nie genannt,
mir ist es am wohlsten drauß auf dem Land,
da ist die grüne Wiese meine Bett,
und meine Strümpfe sind nicht violett.
Meine Fehler sind lauter ehrliche Knaben,
die mit Heuchelei keine Gemeinschaft haben;
ich schreite gradaus durchs Weltgetriebe,
Sokrates, verlästert und gefangen,
und Jesum, geschmäht und ans Kreuz gehangen,
liebe ich beide mit gleicher Liebe;
wenn ein Mensch gehetzt wird, gleich wildem Tier,
und wär er mein Feind, ich bärg ihn bei mir;
Basilio und Scapin hab ich stets verachtet
und, wen hungert, zu sättigen stets getrachtet;
für das Wahre, das Rechte hab ich gestritten,
habe zwanzig Jahre Verbannung erlitten
und singe, wenn Gott will, aufs neu damit an.
Spricht mein Gewissen zu mir: Geh voran!
so gehorch ich und tue, recht und schlicht,
trotz widriger Winde, was meine Pflicht,
von Niemandem duldend, daß er mich stört.
Und darum, ihr Brüder, ists, daß ihr jetzt hört,
was bisher kein Mensch noch vernommen hat:
bringt doch Hochwürden, der Bischof von Gent,
es fertig, daß sein frommes Zeitungsblatt
mich einen Narren oder Schurken nennt.

August Bertuch

Verschiedenes

Das Jugendgerichtsgesetz und die Teilnahme der Pfarrer. Ein Jurist schreibt uns:

Nach dem Zusammentritt des Reichstags im November wird eine der ersten Aufgaben die Erledigung des Jugendgerichtsgesetzes sein, über das der Kommissionsbericht vorliegt. Die Pfarrerschaft hat allen Anlaß, sich noch rechtzeitig außer mit dem Inhalt des Gesetzes mit der bisher noch nicht genügend erörterten Frage der Zusammensetzung des Jugendgerichts zu befassen: nämlich ob die Pfarrer, ebenso wie die Lehrer, als Jugendrichter, als Schöffen daran teilnehmen sollen. Diese Frage war Gegenstand des Pfarrertages, der sich in der Mehrheit dafür erklärte, aber beantragte, ihnen das Recht auf Verzicht zu geben. Die Kommission hat die Lehrer auf deren Petitionen als Schöffen zugezogen. Die Frage der Zuziehung der Pfarrer wurde auch erörtert, in zweiter Lesung aber davon Abstand genommen, wohl weil von den Pfarrern keine Eingaben beim Reichstag vorlagen, diese sich in der Oeffentlichkeit nicht gerührt hatten. Es wäre nur zweckmäßig, wenn sich die Pfarrer entsprechend den Beschlüssen des Pfarrertages bald mit Petitionen an den Reichstag und an die Abgeordneten um Zulassung als Jugendschöffen wendeten, wie die Lehrer das getan haben. Es ist nicht einzusehen, warum die Pfarrer schlechter wie die Lehrer gestellt sein sollen. Sie stehen auch sonst staatsbürgerlich schlechter als Andere, weil sie vom Schöffenamt und Geschworenenamt im allgemeinen ausgeschlossen sind. Die Lehrer waren es bisher auch. Bei der kommenden Strafprozeßreform werden diese aber zweifellos ihre Zulassung als Schöffen und Geschworene erhalten. Die Pfarrer haben wegen der allgemeinen Zulassung als Schöffen und Geschworene noch keine Schritte getan. Jedenfalls ist die Zulassung als Schöffen wenigstens zu den Jugendgerichten in der vom Pfarrertag beschlossenen Form nur zu wünschen. Das Jugendgerichtsgesetz soll mehr Fürsorgezwecken dienen. Von allen sogenannten gebildeten Berufsklassen ist aber der Pfarrer neben dem Lehrer der, der in der Fürsorgetätigkeit im Volksleben an erster Stelle und dem Volksleben am nächsten steht, der es viel besser wie Richter, Beamte usw. kennt. Dazu hat er in der Woche so viel freie Zeit wie kein Beruf.*) Der gegen die Zuziehung gemachte Einwand, der Pfarrer sei „der Träger der Gnade", was sich mit dem Beruf eines „Richters" nicht vertrage, kann beim Jugendgericht nur rein theoretische Bedeutung haben, zumal wenn — nach der vorsichtigen Fassung des Pfarrertags — das Recht der Ablehnung mit dieser Berufung verbunden wird. Denn die Tätigkeit des Jugendgerichts soll ja mehr fürsorgend sein. Einen großen Teil der Fälle wird es einstellen und an die Vormundschaftsbehörde verweisen.

Des Britischen Reiches Schicksalsstunde. Mahnwort eines Angelsachsen. Von Homer Lea. Aus dem Englischen und mit einer Einführung von Graf E. Reventlow. Mit vier Kartenskizzen im Text. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn 1913. 281 S. Gebunden 6,50 Mk.

In dem Augenblick, wo dieses Buch in deutscher Uebersetzung die Offizin verläßt, ereilt uns die Kunde, daß sein Verfasser im Alter von siebenunddreißig Jahren heimgegangen ist. Homer Lea war Amerikaner und nach diesem Buche ein sich über einer großen Idee verzehrender, glühender Verehrer des Angelsachsentums. Als Tatmensch wollte er, daß das Licht, das in seiner Seele brannte, hinleuchten sollte erhellend und wärmend über seine angelsächsischen Rassegenossen. Mit echt angelsächsischer Begeisterung, Tapferkeit, Klugheit und Zähigkeit ging er daran, seine Gedanken in der angelsächsischen Welt zu verbreiten. Das angelsächsische Weltreich ist ihm etwas Dauerndes und Bleibendes, es gehört für ihn zu seiner Weltanschauung, fast Weltreligion. Als scharfer Beobachter und nachdenklicher Erwäger hat er sich umgesehen in der ganzen Welt, auch in der japanischen und deutschen, den Totfeinden der angelsächsischen Kultur. Waterloo ist ihm nicht der Anfang vom Aufstieg des britischen Weltreichs, sondern der Anfang zum Ende. Frankreich hat Lea als politische Macht überhaupt nicht mehr auf der Rechnung. Das britische Weltreich hätte die Einigung Italiens, die Konsolidierung Oesterreichs verhindern müssen. Daß England zusah, wie die Einigung Deutschlands Wirklichkeit wurde, ist ein politisches durch nichts zu rechtfertigendes Verbrechen der britischen Staatsmänner. Rühmt der moderne Engländer die Dezentralisation des britischen Weltreiches und seiner Kolonieen als höchste, liberale Kultur-

*) So allgemein trifft das nun doch nicht zu. Es gibt in diesem Stande wie in andern reichlich und über-belastete Männer. Aber für die Ausübung der fraglichen Bürger- und Liebespflicht wird gerade von den Pfarrern auch noch Zeit erübrigt werden. D H

errungenschaft, ist ihm die straffe, deutsche Konzentration etwas Unsympathisches und seinem Wesen Zuwideres, so erblickt Lea die Schicksalsstunde des britischen Weltreiches dadurch gekommen, daß mehr wie das liebe, tägliche Brot dem Angelsachsentum die straffste, staatliche Zusammenfassung der Mutterlande und der Kolonieen nottut. Einführung der allgemeinen Wehrpflicht im Inselreich, in den Kolonieen und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist Leas kategorische Forderung. Am Beispiel Japans weist er schlagend nach, daß ein Inselreich ohne ein modernes, auf allgemeiner Wehrpflicht beruhendes Landheer dem Untergang geweiht ist. Die Hauptursache des britischen Rückgangs liege in der Beschränkung auf die Marine, die England immer nur bündnisfähig für Mächte zweiten und dritten Ranges gemacht habe.

Die Unabhängigkeit des Denkens und die Selbständigkeit des Urteils erheben dieses Buch für jeden denkenden, deutschen Leser zu einem höchst wichtigen Zeitdokument. Es ist die Wonne, aber auch das Weh aller charakterstarken Menschen, daß, wenn sie einmal von einer großen Idee erfüllt sind, sie von ihr auch ganz und gar ergriffen werden. Diese innerlichen Vorgänge, dieser seelische Prozeß vermischt sich mit allen Vorstellungen und sieht alles unter diesem einen Gesichtswinkel. Daß ein solcher unitarischer Zentralist selbst von eigenen Landsleuten als besessener Ideologe und schwarzseherischer Utopist Widerspruch finden wird, ist möglich, aber daß er als Prophet durch seine Offenbarungen bei den Besten seines Volkes weiterleben, daß seine Saat aufgehen wird, ist ebenso über allen Zweifel erhaben. In diesem Sinne ist Homer Leas Buch zeitgeschichtlich betrachtet vielleicht eine der weithin leuchtendsten Publikationen des literarischen Weltmarktes.

Deutsche Leser berührt die brutale Verächtlichmachung und Vergewaltigung einer Kultur, die Luther, Goethe, Kant, Bismarck der Welt geschenkt hat, wie ein verletzendes Wahngebilde. Entspricht eine so bittere, nutzlose Gehässigkeit der christlichen Gemeinsamkeit, die uns oft so salbungsvoll gepredigt wird? Es wäre verlorne Liebesmüh, darüber mit dem Verfasser nachträglich zu rechten, aber dankbar sollen wir ihm sein, daß er uns zu unbarmherziger Selbstprüfung auffordert, ob wir die Kraft und die moralische Selbstgewißheit haben dürfen, durch werktätige Vaterlandsliebe, durch politische Selbständigkeit, wirtschaftlichen Unternehmungsgeist den deutschen Gedanken mit dem Angelsachsentum in die Schranken treten zu lassen. Heinrich Reuß

Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte. Kurze Geschichte der Freiheitskriege 1813—15 von Wilhelm Kotzde. Berlin, Martin Warneck 1913. 31 S. 20 Pfg. Von 100 Exemplaren an bedeutend billiger.

Eine vortreffliche, volkstümliche Darstellung der großen Zeit, kurz, aber aus vorzüglicher Detailkenntnis heraus, die überall Lichter aufsetzt. Mensing

Vaterländische Hefte. Eine Sammlung von Lebens- und Schlachtenbildern aus der Zeit der Befreiungskriege. (Schenkendorf, York, Gneisenau, Königin Luise, Körner, Arndt, Stein, Scharnhorst, Lützow, Eleonore Prochaska, Kolberg, Hamburg, Leipzig). Potsdam, Stiftungsverlag 1913. Das Einzelheft 10 Pfg. In Partien (auch gemischt) billiger. Eine sehr empfehlenswerte Sammlung. Vor Weihnachten daran denken! Mensing

Die Befreiung 1813. 1814. 1815. Urkunden, Berichte, Briefe mit geschichtlichen Verbindungen von Tim Klein. Ebenhausen bei München, Wilhelm Langewiesche-Brandt 1913. 534 S. 1,80 und 3 Mk.

Gold gab ich für Eisen. Von Ernst Müsebeck. Dokumente, Briefe, Tagebücher aus den Jahren 1806—1815. Berlin Leipzig Wien Stuttgart, Deutsches Verlagshaus Bong und Co. 393 S. 2 Mk.

Beide Bücher enthalten außerordentlich wertvolle Sammlungen von Dokumenten aus großer Zeit, namentlich dem männlichen Geschmack zusagend, der durch alle subjektive Darstellung zur Sache selbst kommen will. Ob es gerade nötig war, daß das Verlagshaus Bong diese Art von Büchern dem Verlag Langewiesche nachahmte, sei dahingestellt. Gut sind beide Bücher. Klein will schlicht die große Zeit vor uns treten lassen. Müsebeck hofft das herauszuheben, „was unsere ernsten Tage über allen Widerstreit der Bestrebungen hinweg einigen muß, wenn wir zu einer einheitlichen Volkskultur gelangen wollen." So weit gehend dürfte die Wirkung dieser Bücher doch nicht sein, trotz Müsebecks Richtung gebender Einleitung. Ich widerspreche ihm sofort, wenn er die Zeit der Aufklärung so scharf der Zeit gegenüberstellt, deren Höhepunkt 1813 ist. Ich führe nur die Worte von Clausewitz S. 120 an: „Sie betrachten als das Werk . . . einzelner Menschen, was doch die notwendige Folge von fünfzigjährigen Begebenheiten und hundertjährige Geistesfrucht ist, was der Drang der Zeit mit Allgewalt herbeiführt." Friedrich der Große und sein System ist nur eine Vorfrucht der Aufklärung. Wie die Zeiten ineinander greifen, Hüllen abstreifen, damit die Seele erst recht lebendig wird, zeigt in wundervoller Weise Friedrich Meineckes „Weltbürgertum und Nationalstaat", auf das bei dieser Gelegenheit hingewiesen sei.*) Mensing

*) Ich kenne nur das Buch von Müsebeck. Aber wie viel hat es uns gegeben, und nicht nur uns Männern, sondern gerade auch unsern Frauen. Diese Bücher sollten in Massen verbreitet werden, in keiner öffentlichen und in keiner Hausbibliothek fehlen, ihre obige Empfehlung tut ihrem Werte nicht genug! Uebrigens lese man Müsebecks Einleitung besser zuletzt: volkstümlich ist sie nicht. D H

Charakterköpfe aus Deutschlands großer Zeit. 16 Federzeichnungen von Karl Bauer. In Mappe 3 Mk., Einzelblätter auf Carton 60 Pfg. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner.

Wir werden doch nach der Leipziger Schlacht erst recht noch jener Großen gedenken! Zu den Büchern von Klein oder Müsebeck diese Bilder, vielleicht sogar gerahmt an der Wand, auch einzeln im Wechselrahmen: das ist ein tiefes und feines Nacherleben dessen, was einst war und unser bleiben muß. R

Preußens Geschichte von Rudolf Herzog. Leipzig, Quelle und Meyer 1913. Mit 12 farbigen und 11 schwarzen Bildern von Arthur Kampf. 384 S. Gebunden 3,40 Mk.

Eine feurig geschriebene Darstellung der Geschichte Preußens. Man merkt, daß hier ein Dichter gearbeitet hat, einer, der mit heißem Herzen an der Heimat hängt. Er möchte, daß dies Buch das Preußenlied singt. Einigemale freilich geraten die Sätze in der stürmischen Darstellung wunderlich: S. 220 „Um mit einem Unglück zu beginnen, hatte der König von Preußen den Oberbefehl über sein Heer dem 71jährigen Herzog von Braunschweig anvertraut." Die eingestreuten Balladen sind sehr anschaulich, erreichen aber bei weitem die Balladen etwa Fontanes nicht. Die Bilder, obgleich von einem berühmten Maler, gehen über den üblichen Buchschmuck nicht hinaus. Vor allem ist mir die ganze Darstellung doch allzu einseitig eine Verherrlichung der Fürsten. Das Regen und Recken des Volkes kommt wenig zur Geltung. Die einzigartige Geistesbewegung zu Beginn der Freiheitskriege wird mit wenigen Worten abgetan (Fichte, Kleist und Andere bekommen je eine Zeile). Die riesenhafte Arbeit des 19. Jahrhunderts auf jedem Gebiete tritt kaum in die Erscheinung, sodaß ich nicht verstehe, wie gerade aus Liebe zur Scholle das Buch geboren ist. Es ist dennoch ein gutes Buch. Mensing

Heil Kaiser Dir! Von Johannes Keßler. Potsdam, Stiftungsverlag 1913. 49 S. 25 Pfg. In Partien billiger.

Warm geschrieben, natürlich ein wenig im Fanfarenton. Bismarcks Entlassung fehlt. Das Wort: „Eine der besonderen Eigentümlichkeiten in der Geistesanlage des Kaisers ist es, daß er zugleich die größten und kleinsten Dinge regiert; er ahnt im Voraus, was in den Berichten seiner Minister und in denen seiner Kammerherren steht" hätte nicht zum Preis des Kaisers zitiert werden sollen. Mensing

Kleine Mitteilungen. In Nr. 41 Sp. 976 wurde mitgeteilt, daß die diesjährige Gustav-Adolf-Kindergabe im Betrage von 30915 Mark dem deutsch-evangelischen Kinderheim in Stanislau übergeben sei zur Schuldentilgung. In Wirklichkeit haben die Stanislauer Anstalten jene Summe zur Erbauung eines dringend nötigen Mädchenheims erhalten. Es erscheint mir wichtig — schreibt uns dazu Herr D. Zauleck — dies richtigzustellen, da die Leitung der Gustav-Adolf-Kindergabe von einer Seite schon angegriffen wurde, weil sie im Vorjahr das für Sampohl gesammelte Geld nicht zur Schuldentilgung, sondern (wofür es gesammelt war) zu einem Freistellenfonds überwiesen hat. Es sollten doch alle darin einig sein, daß man Kinder nicht um Gaben für Schuldentilgung bitten kann, sondern nur für Schaffung von irgend etwas Neuem — meint Herr D. Zauleck, und er hat darin gewiß ganz recht. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Dienstag 11. November 8 Uhr in der Aula der IV. städtischen Pflichtfortbildungsschule (ehem. Dorotheenstädt. Gymnasium) NW. Georgenstraße 30/31: Zerstört die wissenschaftliche Bibelforschung religiöse Gefühlswerte? Privatdozent Lic. Fabricius.

Leipzig. Dienstag 4. November 8 Uhr im Sachsenhof: Das Wesen des Christentums nach neuprotestantischer Auffassung. Privatdozent Lic. Dr. Windisch.

Nordhausen. Montag 17. November 8 Uhr: Soziale Frauenarbeit. Fräulein Dorothee von Velsen-Berlin.

Plauen i. V. Dienstag 4. November 8 3/4 Uhr im Hotel Plauener Hof: Ueber die Taufe. Pfarrer Herz aus Chemnitz.

Vorträge über Religion in Marburg

Philippshaus pünktlich 8 1/2 Abends

Alle vier Vorträge 2 Mk. — Einzelvortrag 75 Pfg.

Erster Vortrag

Mittwoch 5. November: Die Wirklichkeit Gottes. Professor D. Dr. W. Herrmann.

Bei gebildeter Familie finden **junge Mädchen** freundliche Aufnahme zur Erlernung des Haushalts oder zur Erholung. Pensionspreis bescheiden. Referenzen zu Diensten. Frau **Guyer-Gunkel Aarau,** Schweiz.

Bekanntmachung

Infolge Pensionierung des bisherigen Inhabers ist die **Pfarrstelle** in **Frohse a. E.** voraussichtlich zum 1. Januar 1914 zu besetzen. Bewerber mit einem Dienstalter von mindestens 15 Jahren wollen ihre Meldungen mit den Zeugnisabschriften und einem kurzen Lebenslauf bis zum 1. November ds. Js. an uns als Patron der Kirche einreichen.

Gross Salze, den 24. Oktober 1913

Der Magistrat

Weißbach

Vakante Pfarrstelle

Eine der 3 einander völlig gleichgeordneten Pfarrstellen an der evangelischen Gemeinde

Gummersbach, Bez. Cöln

ist durch Gemeindewahl zu besetzen. Grundgehalt II. Klasse: 2400 Mk. persönliche pensionsfähige Zulage von 1000 Mk., die bei Erreichung von 4800 Mk. mit dem Wachsen der Alterszulage allmählich verschwindet. Außerdem Mietsentschädigung bis zu 1200 Mk. jährlich. — Gummersbach ist Kreisstadt und Bahnstation. Seminar, Oberrealschule, höhere Töchterschule. Jeder der 3 Pfarrbezirke hat ca. 3200 Seelen.

Bewerbungen werden bis **einschließlich 16. November d. Js.** an den **praeses presbyterii Herrn Pfarrer Zieske in Gummersbach** erbeten.

Unsre Pflicht zur Politik

von

Martin Rade

80 Pfg.

Die deutsche Freimaurerei

von

Johannes Tiedje

80 Pfg.

Die Wahrheitselemente in der Mystik

von

Johannes Herzog

80 Pfg.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen oder gegen Voreinsendung von 90 Pfg. direkt vom Verlag.

Verlag der Christlichen Welt, Marburg

Verlag der Christlichen Welt, Marburg

In unserm Verlag erschienen bisher:

Zwanzig Jahrgänge Christliche Welt. Register der Sachen und Bibelstellen von Christian Balzer 1907 — 1 Mk.

Die Zustände in Nordschleswig. Von Johannes Tiedje 1909 — 1.30 Mk.

Ueber monistische Ethik. Eine Abwehr. Von G. Fraedrich 1912 — 80 Pfg

Quousque tandem! Kritische Bemerkungen zum Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten von Sanitätsrat Dr. Brennecke 1912 — 50 Pfg.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Evangelisches Fröbelseminar Cassel

I. **Anerkannte Frauenschule.**

II. **Anerkanntes Seminar zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen.** Mit staatlicher Abschlußprüfung.

III. **Töchterheim-Hausmutterschule.** Prospekt und Broschüre durch die Anstaltsleitung. Für das Kuratorium: **D. Pfeiffer,** Generalsuperintendent.

NEUIGKEITEN

aus dem Verlag von

J. C. B. MOHR (Paul Siebeck) und der H. LAUPP'schen Buchhandlung

in Tübingen

Maurice De Wulf, Professor in Loewen, **Geschichte der mittelalterlichen Philosophie.** Autorisierte Uebersetzung von Dr. **Rudolf Eisler** in Wien.
Mk. 12.50
In Halbfranz geb. Mk. 15.—

Dr. **Heinrich Maier,** Professor in Göttingen, **Sokrates.** Sein Werk und seine geschichtliche Stellung.
Mk. 15.—
Gebunden Mk. 18.—

Lebendiger Religionsunterricht!

Der mit so großer Spannung erwartete **zweite** Teil von

Richberg, Religiöses Leben

die **Jesusgeschichten** umfassend, ist soeben erschienen.

Teil I Alt. Test. geb. 4.30; II. Teil Jesusgeschichten geb. 5.00 Mk.

Pädag. Ztg.: „Ein wunderbares Buch, für das man sich nicht genug begeistern kann."

Verlag Hermann Schroedel Halle a. d. S.

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische Angestellte und sonstige Privatangestellte.

Versicherungsbestand 435 024 930 M. Vermögensbestand 163 000 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1912: rund 5 378 199 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb niedrigste Verwaltungskosten.

Wer rechnen kann, wird sich aus den Drucksachen des Vereins davon überzeugen, daß der Verein sehr günstige Versicherungen zu bieten vermag und zwar auch dann, wenn man von den Prämien anderer Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese die Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch
Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.
Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Bleyle's
Knaben-Anzüge
aus besten, reinwollenen elastisch-porösen Stoffen sind **gesundheitlich von höchstem Wert.**
Ausserordentlich haltbar daher billig!
Vorzüglicher Sitz! Elegante Formen!

Bleyle's Knaben-Anzüge

Kataloge von allen Verkaufstellen gratis!
Nächstgelegene Verkaufstelle zu erfragen durch die Fabrik
WILH. BLEYLE, Stuttgart.
Seite 18 des Kataloges wird besonderer Beachtung empfohlen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.

Hierzu zwei Beilagen: ein literarischer Prospekt der Verlagsbuchhandlung Quelle und Meyer in Leipzig (Geschichte und Religionswissenschaft: Birt, Römische Charakterbilder u. A.); und ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung Jos. Scholz in Mainz (Moritz von Schwind, Eine Kunstgabe für das deutsche Volk)